3 1761 08158241 3

Carcajou

Presented to
The Library
of the
University of Toronto

R. Montgomery
Carcajou

LE
M7886c
.Gs

Carcajou

Der Dämon der kanadischen Wälder

Rutherford George

Von R. Montgomery

H7611.0
1.748

Kosmos / Gesellschaft der Naturfreunde
Franckh'sche Verlagshandlung / Stuttgart

Berechtigte Übersetzung aus dem Englischen Gerda Sonama / Titel der englischen Ausgabe „Carcajou“ / Textbilder L. D. Cram / Schutzumschlag Raffaello Busoni / Verlagsnummer 1855 / Druck: Verlagsdruckerei Holzinger & Co., Stuttgart

Inhalt

Vorwort 7
Ein böser Wicht 13
Die Unterschrift 21
Carcajous Bestimmung 31
Rache 39
Das Schicksal der Marderstrecke 48
Das Verhängnis des Gablers 62
Die Schuß-Falle 76
Das Schicksal Mister Jims 84
Silberfuchspelze 94
Vergebliche Hoffnung 106
Die Lawine 121
Das Cache 132
Im Sturm 141
Todespfeile 155
Die Rettung Mister Jims 164

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/carcajouderdmo00mont

Vorwort

Wahrscheinlich haben nur wenige Leser dieses Buches je die Gelegenheit gehabt oder werden sie kaum haben, Carcajou, dem Vielfraß*, zu begegnen. Die meisten seiner Untaten werden in Form von Sagen überliefert, doch gibt es auch viele zuverlässige Berichte darüber. Eine der ersten genaueren Erzählungen über den Vielfraß findet sich in dem großen zoologischen Werk von Ernest Thompson Seton.

Carcajou hat eine ganze Reihe verschiedener Namen. Je nach der Zeit, dem Ort und den Leuten, die ihn in den tiefen Wäldern getroffen haben, ist er Wulverin, Vielfraß und Skunksbär genannt worden. Er wird nicht nur von allen Tieren der Wildnis gefürchtet und gehaßt, sondern auch von den Pelzjägern, die den kaum sichtbaren Pfaden der nordischen Wälder folgen. Es gibt eine Menge Berichte von seiner Kraft, seiner Furchtlosigkeit und Schlauheit. Damit man nun dieses Buch mit wirklicher Freude liest und begreift, daß alle vorkommenden Geschehnisse sorgfältig aus Berichten über die Lebensweise der verschiedenen darin vorkommenden Tiere entnommen sind, gebe ich hier im Vorwort kurz einige Quellen an, aus

* Anmerkung des Übersetzers: Den Namen „Vielfraß" soll das Raubtier seiner Gier wegen erhalten haben. Es handelt sich aber wohl eher um eine Verstümmelung, d. h. Verschiebung der schwedischen Bezeichnung „fjäls fräs", die Felsenkatze, aus „fjäls = Bergland, Felsen" und „fräsa = fauchen" zusammengesetzt, also gewissermaßen der „Faucher vom Felsen".

denen ich den Stoff schöpfte. Ich habe in keinem einzigen Falle nur meine eigenen Wahrnehmungen verwendet, ohne sie vorher mit denen anderer Leute zu vergleichen, die die Bewohner der Wildnis genau beobachtet haben.

Jedermann kennt das Wiesel. Es ist ein kleiner Satan im Pelzrock, obgleich es im Durchschnitt nur sechs Unzen (etwa 170 g) wiegt. Carcajou gehört zur Wieselfamilie, ist aber an die siebenzigmal so groß wie ein normales Wiesel und noch viel, viel schlauer und furchtloser.

Damit ist schon in wenigen Worten das Geheimnis seiner Herrschaft über die andern verraten. Es gibt kein Tier, mit dem er nicht sofort den Kampf aufnehmen würde, und, wenn er nicht gewinnen kann, so stirbt er noch reißend und tobend. Das wissen die andern Tiere und gehen ihm darum aus dem Wege.

Die indianischen Trapper des Nordens erzählen, daß er von einem bösen Geist besessen sei. Sie glauben, daß in seinem zottigen Leib die Seele eines längst verstorbenen Jägers lebt, der verurteilt wurde, auf immer an den Strömen entlang und durch die Wälder zu wandern zur Strafe dafür, daß er zu seinen Lebzeiten die freien Geschöpfe der Natur fing und tötete. Daher, so sagen sie, kennt Carcajou ganz genau alle Arten von Fallen und alle Kniffe der Jäger und läßt sich selten erwischen.

In „Canadian Wilds", herausgegeben 1907, wird ein Fall erzählt, wie Carcajou tötet. Martin Hunter, ein Jäger des hohen Nordens, lag eines Tages an einem See auf der Lauer. Er hörte ein Prasseln im Buschwerk und sah ein Karibu aus der Deckung brechen. Auf dem Rücken des tödlich entsetzten Tieres hatte sich ein dunkler Körper festgeklammert. Hunter stieß sein Kanu vom Ufer

ab und folgte dem schwimmenden Karibu. Das dunkle Tier auf dem Rücken des Karibu sah das Kanu und glitt ins Wasser. Hunter schoß nach ihm und paddelte dann weiter, das Karibu zu fangen, denn er brauchte Fleisch. Noch ehe er es erreichte, war das Karibu tot. Als er zu dem schwärzlichen Tier zurückkehrte, das er erschossen hatte, entdeckte er, daß es ein sehr großer Vielfraß, ein Carcajou, war. Ein Carcajou, der nur fünfundzwanzig oder dreißig Pfund schwer war, hatte ein ausgewachsenes Karibu getötet!

Ferner findet sich in „Forest and Stream" am 19. Dezember 1908 eine Erzählung, wie Carcajou sogar den stattlichen Elch* meisterte. R. B. Ridell und J. M. Christie, zwei Jäger, die seit Jahren auf den nordischen Pfaden lebten, fanden einen dreijährigen Elchbullen hilflos im Schnee liegen. Die Spuren zeigten, daß der fliehende Elch einen Kampf mit einem Vielfraß gehabt hatte. Sie stellten fest, daß der Vielfraß in ganz kurzer Zeit den Elch getötet haben würde. Nach sorgfältiger Untersuchung der Spuren im Schnee waren sie überzeugt, daß es sich bei dem Kampf nur um einen Elch und einen einzigen Vielfraß gehandelt hatte. Auch hier hatte ein fünfundzwanzig bis dreißig Pfund schwerer Vernichter angegriffen und beinahe seinen Gegner getötet, der um vieles größer war als er.

In Idaho erzählt uns Abe Leeds, wie er das Zusammentreffen zwischen zwei Vielfraßen und einem fünfhundert Pfund schweren Bären mit ansah. Die beiden Wulverine eigneten sich den Kadaver eines Elchs an, woran der Bär gefressen hatte. Es kam zu gar

* Anmerkung des Übersetzers: Im Norden versteht man unter dem Namen „elk" eigentlich ein Tier, das wir als Wapiti bezeichnen, der große Elch heißt dort „moose". Es ist aber nicht ersichtlich, ob Montgomery auch diese Unterscheidung macht, daher ist der geläufigere Ausdruck „Elch" beibehalten worden.

keinem richtigen Kampf, der Bär gab sofort klein bei. So blieb es bei einer kurzen Auseinandersetzung, die sich auf wildes Fauchen und Brummen beschränkte. Diese Geschichte wurde Seton erzählt und ist bei ihm nachzulesen.

In dem Buch „Der Vielfraß" finden wir unterm 30. Juli 1906, daß ein mittelgroßer Vielfraß einen schwarzen und einen braunen Bären von dem Aas einer Kuh wegtrieb. In demselben Buch können wir lesen: „Am 13. September 1908 ließen sich ein großer und ein mittlerer Silberlöwe (Puma) von einem nur mäßig großen Wulverin den Kadaver eines Rehs wegnehmen, an dem sie gefressen hatten. Es gab zwar ein gewaltiges Fauchen, Zischen und Speien, aber keinen eigentlichen Kampf." In diesem Buch wird der Vielfraß überhaupt als oberster aller wilden Vernichter angesehen.

Ich könnte nun noch eine ganze Reihe von Fällen über die Wildheit und die Herrschaft Carcajous anführen. Ich möchte aber nur gerade ausreichendes Quellenmaterial geben, damit man sich den Vernichter so vorstellen kann, wie er wirklich ist. Wenn man aus den Berichten über ihn die unheimlichen und greulichen Geschichten wegläßt, die frühere Schreiber erzählt haben, bleibt immer noch ein schlimmer Gewaltherrscher unter den Tieren übrig, ein erbarmungsloser Vernichter, der das Gefühl der Furcht gar nicht kennt und dem nur seine Schlauheit rät, dem Menschen, der mit dem Feuerstrahl aus seinem Gewehr von weitem tötet, aus dem Wege zu gehen.

Und nun muß ich noch ein paar Worte über die Bären sagen. Der Grisly ist der Riese des Hochlandes. Er ist ein kräftiger Bursche und furchtbar im Zorn. In den südlichen und südwestlichen Bergen schläft er im Winter nicht, sondern streift umher und nährt sich wie im Sommer. Wenn man ihm Futter und einen warmen Platz zum

Schlafen gibt, hält er überhaupt keinen Winterschlaf, auch nicht in den kälteren Gegenden.

Ich habe sehr viele meiner Kenntnisse Grisly-Adams zu verdanken, der manchen Grisly erzogen und ein Buch über diese Bären geschrieben hat, das „Grisly Adams" heißt. Dies Buch erscheint wohl nicht mehr im Druck, doch ist es eine prachtvolle Erzählung.

Grisly-Adams hatte unter den vielen, die er zähmte, zwei besonders liebenswürdige Grislybären. Er jagte und reiste ständig mit den beiden. Sie waren seine Hunde, und er hatte sie sehr lieb. Den einen nannte er Lady Washington und den andern Ben Franklin. Er sagt, daß Lady Washington alle Mühsal mit ihm teilte, seine Lasten trug und sein Mahl mit ihm einnahm. Er beschreibt ferner Ben Franklins fügsamen und liebenswürdigen Charakter. Ben war sein ständiger Gefährte Tag und Nacht. Er war ein scharfsinniger Wächter und molliger Schlafgenosse. Ben Franklin war für Grisly-Adams Hund, Packtier und Freund in einem.

Allen Berichten nach sind Grislybären verschiedentlich erfolgreich gezähmt worden, nicht aber der braune und schwarze Bär. Wenn sie erwachsen sind, werden sowohl der braune wie der schwarze Bär launisch und gefährlich. Doch soweit wir Berichte darüber gefunden haben, war noch kein Grisly, der ganz jung gefangen und gezähmt wurde, jemals tückisch. Er ist ein sanfter, liebenswürdiger Geselle, zu Unfug und Spielereien geneigt, und hängt an seinem Herrn mit der Treue eines guten Hundes. Seton hat die Geschichten, die von Grisly-Adams erzählt worden sind, geprüft und viele Tatsachen darin gefunden, die bezeugen, in welch engem Verkehr er mit den großen Bären gelebt haben muß. Hunderte von Menschen in Neuyork ergötzten sich an den Possen und Kunststücken, die Grisly-Adams und sein Bär vorführten, als sie in jener Stadt waren.

Und nach diesem Vorwort, das meinen Lesern einen etwas tieferen Einblick geben sollte, lasse ich sie nun allein mit Carcajou, mit Jim, dem dicken Grisly, und ihren Freunden und Feinden.

Gunnison, Colorado, 9. Juli 1935

Rutherford Montgomery

Ein böser Wicht

Carcajou, der Vernichter, war zeitig unterwegs. Carcajou beherrschte unumschränkt sein Reich, das sich von Gold Basin aus über sechzig dürre, von Cañons zerrissene Meilen Landes bis Horsefly Mesa ausdehnte. Seine rastlosen kleinen Augen schweiften über die Schneeabhänge und drangen ins dichte Buschwerk. Carcajou flitzte nicht wie ein Schneeschuhkarnickel oder ein Maultierhirsch von einem Dickicht zum andern. Sein Gang war schwerfällig. Auf seinen kurzen, plumpen Beinen schaukelte er im Paßgang gemächlich über den unebenen Boden. Er hatte ja nichts zu fürchten, denn er war der Herrscher, und jedes wilde Tier vom Puma bis zum Grisly kannte ihn wohl und fürchtete ihn.

Carcajous Herrschaft hatte mit seiner Größe nichts zu tun. Vollgefressen und schlafbereit wog er genau dreißig Pfund. Er stammte vom Wiesel und Frettchen, und furchtlose Verwegenheit war sein

Erbteil. Seine Artgenossen starben kämpfend und gingen nie einer Aufforderung zum Kampf aus dem Wege. Schon sein Ruf machte ihn zum Herrscher. Er war gehaßt und gefürchtet und raubte immer allein. Vielfraß, Skunksbär, Wulverin oder Carcajou, der Vernichter, jeder Name paßte zu ihm.

An diesem Abend befand sich der Vernichter auf einer ganz besonderen Suche. Ein fremdes Geschöpf war in sein Reich eingedrungen, weit drinnen im Unaweep Cañon hatte er Mokassinspuren gewittert. Er war böse und aufgeregt, denn das Unaweep betrachtete er als sein ureigenstes Raubgebiet. Er erkannte die Witterung als die eines indianischen Pelzjägers. Carcajou hatte schon manchen andern Jäger aus dem Unaweep vertrieben. Wegen dieses unheimlichen Treibens hatten ihn die Indianer den Teufel genannt, denn nicht das schlaueste Aufstellen der Fallen noch der verlockendste Giftköder hatten die Marderstrecke der eingedrungenen Jäger retten können. Gründlich verärgert hatten sie schließlich einer nach dem andern die gute Fanggegend aufgegeben, weil sie den Herrscher nicht überlisten konnten. Carcajou hatte ständig ihre Fallen und ihre Beute vernichtet.

Aber dieser Mensch da, der jetzt eingedrungen war, schien nicht allein zu sein. Neben den Mokassinspuren waren noch tiefeingetretene Abdrücke, die Stapfen eines großen Bären. Carcajou schob seine Nase tief in eines dieser Löcher, als er wieder auf die Fährte des fremden Jägers stieß. Er knurrte bösartig. Wirklich, der Stamm der Bären taugte nichts mehr und hatte seine Kraft eingebüßt, wenn er sich nun mit einem Menschengeschöpf auf solche Freundschaft einließ.

Carcajou setzte sich aufrecht und beschattete die Augen mit der Pfote, als wolle er einen Feind sichten. Sein dicker Leib mit dem

graugestreiften Rumpf und der plumpen schwarzen Schnauze gab ihm ein tölpelhaftes Aussehen, als er so umherschaute. Aber die Augen des Herrschers waren seine einzige schwache Stelle, und darum hatte er die Angewohnheit der Menschen, sie zu beschatten. Als er nichts sah, ließ er sich wieder auf den festen Schnee nieder und folgte den Spuren. Die Fährte führte das Unaweep hinauf. Carcajou war überzeugt, daß der Jäger Fallen aufstellte, die er zerstören müsse.

Der Cañon verengte sich. Der zornige Bach strömte unter einer fünf Fuß dicken Decke von Schnee und Eis dahin und rumpelte und stieß gegen seine eisigen Fesseln. Carcajou benutzte das Bachbett als Pfad und trottete stetig weiter. In einer Gruppe gespenstisch aufragender Espen fand er die erste Marderfalle, die, mit frischem Köder versehen, sehr geschickt angebracht war. Carcajou wanderte erst zweimal rund herum, dann kroch er auf dem Bauch näher und stieß gegen die Falle. Geschickt löste er den Viererabzug und ließ die Falle einschnappen.

Dem Köder in der Falle wurde mehr Aufmerksamkeit zugewendet. Er wurde sorgfältig auf etwaiges Gift untersucht. Das dicke Stück Fisch war nicht aufgeschlitzt, roch auch nicht nach Rauch. Der Jäger, der den Köder angebracht hatte, benutzte niemals Gift. Es war ein hagerer, pelzkundiger Indianer, der genau wußte, daß Strychnin die Pelze verfärbt und grünfleckig macht. Carcajou war nicht hungrig, darum nahm er nur den Bissen Fisch weg und trug ihn die steile Cañonwand hinauf. In einer tiefen Schneewehe scharrte er ein Loch und vergrub seine Beute. Ehe er wieder lockeren Schnee darüberschob, verunreinigte er das Stück mit Moschus, bis es stank. Damit war es als des Herrschers Fraß bezeichnet, und kein Tier, außer etwa einem verhungerten Fuchs, würde sich daranmachen. Carcajou hatte gar nicht die Absicht, dahin zurückzukommen, aber

sein Instinkt, Nahrung aufzuheben, veranlaßte ihn, den Köder sorgfältig zu bedecken.

Die nächste Falle, die der Vernichter fand, sah ganz anders aus als irgendeine, die ihm bis jetzt begegnet war. Sie bestand aus einem starken käfigartigen Gehäuse aus frischen Espenstangen, die fest zusammengeschnürt waren. Ein großer Stamm hing über der Öffnung des Eingangstunnels in der Schwebe, darunter war eine Stange mit einem Querstock eingeklemmt, die weit in den Käfig hineinragte. Am Ende des Querteils hing der Kadaver eines Schneeschuhkaninchens. Das Karnickel war sehr appetitanregend angebracht; es war halb abgezogen, um einem vorbeikommenden Luchs oder Wildkater zu zeigen, welch feines Mahl hier mit ein paar Schritten und einem Schnapp zu erwischen wäre.

Carcajou empfand heftiges Mißtrauen gegen diese Falle. Darum wanderte er erst einmal rundherum und kletterte dann oben drauf. Die Espenstäbe waren so dicht zusammengeschnürt, daß er nicht durchlangen und den Köder greifen konnte. Er werkte an den Stäben herum und versuchte, sie zu lockern. Da es ihm nicht gelang, begab er sich wieder zu dem offenen Eingang und setzte sich davor hin. Es war ihm ganz klar, daß gerade diese Öffnung der Weg war, den er nicht benutzen dürfe. Schon allein, daß er so weit offen und unversperrt war, genügte, um ihn zur größten Vorsicht zu mahnen.

Kein Stoßen und Schütteln brachte die Falle zum Einschnappen. Der Vernichter besaß viel mehr Kräfte, als man nach seinem Aussehen hätte vermuten können, denn er war ein großes Wiesel, ein Vernichter mit der Stärke von hundert Wieseln. Das da war doch eine höchst sonderbare Falle. Carcajou steckte den Kopf in die Öffnung hinein und zog ihn geschwind wieder heraus. Nichts geschah; also wanderte er zweimal um die Falle herum und sprang noch

einmal oben drauf, ehe er wieder zurück zum Eingang ging. Diesmal schob er seine Schultern mit hinein, ehe er eilig zurücksprang. Wieder passierte gar nichts. Carcajou war ganz ungeheuer verblüfft. Er knurrte und fauchte, als er von der Falle zurückwich. Der Schnee zeigte bereits ein ganzes Muster seiner Spuren, es sah aus, als hätten an die hundert Wulverine einen närrischen Tanz vor der Falle aufgeführt.

Carcajou näherte sich abermals der Öffnung und lugte hinein. Ein Schritt — und er hielt an. Noch ein Schritt — wieder halt. Dann langte er nach dem Köder. Der gab nur langsam nach, als sei er angebunden. Sofort spannte Carcajou in dem engen Tunnel alle Muskeln und schnellte sich nach der Tür zurück. Da knirschte plötzlich das Holz ganz beängstigend, und ein Sprühregen von Schnee flog ihm ins Gesicht. Sein Kopf prallte hart gegen etwas an, das ihn wieder zurückschleuderte. Der schwere Stamm über dem Eingang war heruntergefallen.

Carcajou bekam fast einen Tobsuchtsanfall, als er merkte, daß er in der Falle festsaß. Er zerfetzte das tote Karnickel und riß mit den scharfen Klauen an dem Sperrblock, daß die Rindensplitter um ihn herumflogen. Nach einer Stunde wilden Wütens war er immer noch gefangen. Nun setzte er sich zum ruhigen Nachdenken hin, und Carcajou war sehr gerissen, wenn es not tat.

Die Espenstäbe waren zwar hart gefroren, aber aus grünem Holz. Seine scharfen Zähne schnitten in sie hinein und rissen große Stücke Rinde ab; dann kam der wirkliche Stamm, der schon härter war. Nach zwei Stunden eifrigen Nagens hatte er erst geringe Fortschritte gemacht. Trotzdem arbeitete er grimmig weiter und machte nur dann und wann eine Pause, um bösartig zu fauchen.

Während der Vernichter so an den starken Wänden seiner Falle

riß, kam ein großer Luchs den Cañon heruntergeschlichen. Er war eigentlich das für die Falle bestimmte Opfer und kam genau so gierig herbei, wie der Fallensteller erwartet hatte. Plötzlich hielt er an, schnüffelte und raunzte unbehaglich. Carcajou war in bezug auf den Wind im Vorteil und roch ihn. Wutschnaubend warf er sich gegen die Wände seines Kerkers. Der Luchs duckte sich platt auf den Bauch in den Schnee und sprang auf die Fährte herunter. Schon oft war er dazugekommen, wenn Carcajou sein Mahl hielt, und hatte fliehen müssen. Andere Male wieder hatte Carcajou ihn bei einer frisch getöteten Beute erwischt. Und bei all diesen Gelegenheiten hatte die große Wildkatze stets ihr Mahl hastig dem Herrscher überlassen. Diesmal jedoch gab es keinen heftigen Angriff, der einen schleunigen Rückzug ratsam machte; Carcajou saß sicher und fest im Käfig aus frischen Stangen.

Die Nacht verging in sternenklarer Kälte. Carcajou gab sein Nagen auf und begann zu warten, daß das Schicksal sich nun mit seinen Angelegenheiten befassen möge. Zwei von den Espenstangen hatte er halb durchgebissen, aber trotzdem war er außerstande, sie auseinanderzubrechen.

Das Tageslicht kam, dann schob die Sonne ihre blasse Scheibe über die schneegekrönten Zinnen des Unaweep. Carcajou schrak vor dem hellen Glitzern des Schnees zurück. Er haßte helles Sonnenlicht, denn es tat seinen Augen weh. Schließlich richtete er sich an den Balken hoch, denn es kam jemand den Pfad herauf. Er hörte, wie der Schnee unter einem schweren Körper einbrach. Seine Augen überschattend, sah er, daß ein großer Bär auf sein Gefängnis zuwaddelte. Hinter dem Bären schritt ein schlanker Indianer.

Etwa hundert Schritt von der Falle hielten die beiden an, als sie Carcajous wütendes Kampfgeschrei hörten.

„Indianerteufel, Carcajou!" rief der Jäger. „Zurück, Mister Jim!"

Der große Bär setzte sich aufrecht auf die Keulen und grinste seinen Freund an. Mister Jim hatte ein reichliches Frühstück von geschmortem Fleisch mit sechs Backpflaumen als Magenschluß in sich und war vergnügt.

Zwei-Grau-Hügel, der Jäger, sprang in wilder Aufregung um die Falle herum. In seinem ganzen Jagdleben hatte er noch nie einen Vielfraß gefangen. Ein Ausdruck der Furcht erschien auf seinem Gesicht. Nicht etwa Furcht, daß seine Falle den fauchenden Unhold loslassen könne, sondern Furcht vor dem Tier überhaupt.

„Zurück, Mister Jim, Carcajou ist ein böser Wicht. Ein Satan, ein Geist aus dem Land jenseits der Sonne."

Zwei-Grau-Hügel hielt inne und schaute auf seinen Gefangenen.

Mister Jim spürte kein Verlangen, näher an die Falle heranzugehen. Er konnte den Unhold durch die dicken Wände sehen und konnte ihn wittern. Mister Jim hatte mit Ausnahme der ersten zwei Monate seines Lebens in Gefangenschaft gelebt; aber er war doch ein wilder Bär, was seinen Instinkt und seine Naturweisheit anlangte. Er erkannte sofort, daß die Falle da einen gefährlichen Burschen enthielt, einen Vernichter, der keine Furcht kannte. Mister Jim war es ganz recht, wenn sein Gefährte Zwei-Grau-Hügel sich mit der Sache allein befaßte. Er legte sein schwärzliches Gesicht in möglichst ernsthafte Falten, aber die kleinen Äuglein zwinkerten. Mister Jim war für den Rückweg bereit.

„Böser Zauber, wenn man schießt", murmelte Zwei-Grau-Hügel. „Schlimmer Zauber, wenn man freiläßt. Keine Fallen sicher. Wir müßten fort von hier." Der Indianer setzte sich in den Schnee.

Mister Jim rückte näher und setzte sich auch. Er wollte gern den

Schnee ein bißchen herumwirbeln, um zu sehen, was dann der wütende Carcajou tun würde. Denn jeder Bär ist ein Clown und macht gern Faxen, und Mister Jim war eben ein echter Bär.

Zwei-Grau-Hügel runzelte die Stirn über die Ausgelassenheit seines Gefährten. Das hier war eine sehr ernste Sache. Wenn er den Vielfraß tötete, beleidigte er am Ende höhere Mächte, die über das Schicksal der wilden Tiere wachten. Soweit die Überlieferungen der ältesten Krieger gingen, galt Carcajou als verzaubertes Wesen, als ein Leib aus Pelz und Moschus, mit der Seele eines Abgeschiedenen. Das machte dem Jäger Sorge. Wenn er Carcajou losließ, war das Unaweep ein verlorener Jagdgrund. Der Vielfraß würde seine Fallen aufstöbern und seinen Fang vernichten. Zwei-Grau-Hügel war sich klar, daß er jetzt die Möglichkeit hatte, sich von einem wüsten Schädling und mächtigen Feind zu befreien. Er war überzeugt, daß es das Rechte war, den Indianerteufel zu töten, wenn man es nur richtig anfing. Schließlich erhob er sich.

„Wir gehen Rotreiher fragen, ehe wir töten." Er winkte Mister Jim und schritt fort, ohne sich umzusehen.

Die Unterschrift

Zwei-Grau-Hügel und Mister Jim kamen an diesem Abend um neun Uhr nach Hause. Die Blockhütte duckte sich unter den Schutz einer Gruppe Balsamfichten und hob sich gegen die sternenglitzernde Schneedecke der Lichtung durch den flackernden Feuerschein ab, der aus dem scharf gespannten Stück geschabten Leders schien, das als einziges Fenster diente. Oben vom Kamm aus gesehen, sah sie wie ein Kaninchen aus, das sich an ein Dickicht anschmiegt. Eine drei Fuß hohe Schneekuppe bedeckte das Dach und wellte sich in dicken Rollen längs der vorspringenden Dachbalken.

In der Blockhütte fanden Zwei-Grau-Hügel und Mister Jim ihren alten Freund Rotreiher, der mit seinen steifen Gliedern den Härten der Winterjagd nicht mehr gewachsen war. Der alte Krieger versah darum das Feuer und sorgte dafür, daß der Bohnentopf immer voll und das Wildbret fertig geschnitten war, wenn seine Gefährten spät heimkamen. Diesmal saßen auch zwei Weiße da, der Händler Sam

Coby mit seinem Partner Smeltz. Das Innere der Hütte war kahl und verräuchert. Es gab keine Schlafbänke. Als Lager dienten übereinandergehäufte Felle. Der einen Wand entlang hatte Rotreiher Holzscheite für das Feuer aufgestapelt.

Rotreiher stieß einen Kehllaut aus und klatschte die Hände gegen Mister Jim, als die beiden in den warmen Raum stampften. Er saß mit gekreuzten Beinen auf einer Lederdecke vor dem Feuer und rauchte aus einem Pfeifenstummel. Smeltz fuhr zusammen, als Mister Jim in den Lichtschein watschelte und sich hinsetzte. Der mächtige Bär schien die ganze Hütte auszufüllen. Der weiße Mann rückte hinter seinen Partner. Mister Jim sah sich feixend im Raume um. Seine kleinen Augen ruhten für eine Sekunde auf Smeltz, und der freundliche Ausdruck verschwand. Smeltz rutschte weiter weg nach dem offenen Feuer zu.

„Die behalten das Biest doch nich drinnen, was?" brummelte er zu Coby.

„Klar. Is so sicher wie'n Hund." Coby grinste. Sich zu Zwei-Grau-Hügel wendend, begrüßte er den Jäger.

„Hau, Zwei-Grau-Hügel!"

„Hau", gab Zwei-Grau-Hügel rauh zurück mit kaum merklichem Nicken.

„Keine Pelze?" Rotreiher legte die Pfeife weg, kaum bewegte er die welken Lippen beim Sprechen.

Der Pelzjäger warf sein Bündel und sein Gewehr auf sein eigenes Lager.

„Ein Carcajou", sagte er nur, als er zum Feuer trat und seine Hände in die Wärme hielt.

Rotreiher sah ganze fünf Minuten lang ins Feuer.

„Du hast das Fell nicht", sagte er dann langsam. „Carcajou lebt?"

Zwei-Grau-Hügel nickte. „Du hast so viel von diesem Teufel erzählt. Wir kommen fragen, wie wir ihm den Garaus machen sollen." Er bückte sich und nahm die Stummelpfeife Rotreihers. Schweigend paffte er, während Rotreiher ins Feuer starrte. Schließlich stand der alte Krieger auf.

„Mister Jim essen, du essen, dann Rotreiher sprechen."

Ohne sich um die Weißen zu kümmern, nahm der alte Jäger zwei tiefe Näpfe von der Wand hinter der Feuerstelle herunter. Aus einem umfangreichen irdenen Topf, der am Feuer stand, schöpfte er große Portionen dampfender Bohnen, unter die dicke Stücke Wildbret gemengt waren. Mister Jim setzte sich auf die Keulen und grunzte laut. Seine Zunge tropfte, und seine verschmitzten Äuglein tanzten. Die harten Linien in Rotreihers lederartigem Gesicht verzogen sich zu einem Schmunzeln, als er Mister Jim seinen vollen Napf hinüberschob.

Mister Jim beschnüffelte das Futter und leckte mit der Zunge ein paar Bohnen oben ab. Mit einem komischen „Wuff" schob er den Napf gewichtig zu Rotreiher zurück.

Die schwarzen Augen des Alten funkelten vor Vergnügen, und er brach in ein krächzendes Gelächter aus. „Du heißt richtig, Mister Jim. Wie ein Weißer willst du was Süßes auf deine Bohnen haben." Noch vor sich hinlachend, langte der Indianer in eine tiefe Aushöhlung in der Wand über der Feuerstelle und holte einen Krug hervor, zog den Korken heraus und goß einen dünnen Strahl schwarzen Rumsirups über die Bohnen. Dann schob er sie zu dem Bären zurück und wandte sich zu Zwei-Grau-Hügel. „Du hast den Kleinen verwöhnt."

Zwei-Grau-Hügel brummte etwas Unverständliches. Er hatte den Mund bereits voll Bohnen und Fleisch. Die beiden weißen Männer

saßen im Hintergrund und sahen zu. Sie hatten schon vor zwei Stunden mit Rotreiher gegessen. Smeltz beugte sich zu Coby herüber.

„'n glattes Tausend tät der Bär bringen. Hab'n Angebot", wisperte er.

Coby gab seinem Gefährten einen energischen Fußtritt gegen sein bestiefeltes Schienbein und wandte sich zu Zwei-Grau-Hügel.

„Wie wär's, wenn Mister Jim mit uns bergabwärts geschickt würde?" fragte er beiläufig.

Rotreiher sah scharf auf, senkte den Blick dann wieder zum Feuer.

Zwei-Grau-Hügel brummte zweimal und schüttelte den Kopf. Er schluckte seinen Bissen hinunter und nahm den Mund gleich wieder voll Bohnen.

„Verkaufe nicht", murmelte er, ohne eine Miene zu verziehen.

Die graue Mähne auf Mister Jims Schulter und Nacken steilte auf und wellte sich, als er geräuschvoll sein Fressen hinunterschlang. Nach jedem Happen sah er in den Bohnentopf, um sich zu vergewissern, daß der Inhalt nicht etwa inzwischen im Lehmschornstein verschwunden war. Denn Mister Jim wollte ja eine zweite Portion haben.

„Man braucht 'ne Masse Bohnen und Dörräpfel und Sirup, um einen dicken Kerl wie Jim zu füttern, solange er nicht selbst sein Futter suchen muß oder ihr ihn Winterschlaf halten laßt in der kalten Zeit", fuhr Coby fort zu überreden.

Zwei-Grau-Hügel richtete sich auf und sah den großen Bären an.

„Verkaufe nicht", brummte er.

Smeltz wollte reden, aber Coby kam ihm zuvor.

„Hab' ein' Haufen Sachen mitgebracht, viele Pelze wert. Und ich geb' auch noch Lebensmittel für deine Squaw und dein Papuus*

* Indianischer Name für Kind.

unten in der Niederlassung an der Furt, solange du hier oben bist." Coby beobachtete den jungen Indianer genau.

„Dafür gibt's Marder, Puma und andere Katzen, sehr viel!"

Zwei-Grau-Hügel sprach die Worte in entschiedenem Ton.

Coby wußte, wann man aufhört zu reden. Er setzte sich bequem zurück auf den Stubben, der ihm als Stuhl diente, und füllte seine Pfeife aufs neue. Sein warnender Blick hielt Smeltz davon ab, irgend etwas zu sagen.

Mister Jim verlangte eine zweite Auflage und bekam sie. Diesmal erhielt er außer dem Napf Bohnen auch seinen Nachtisch, der aus einer Handvoll Dörräpfel bestand. Sofort fraß der dicke Grisly sie auf, feixte und bettelte um mehr. Als Rotreiher sich weigerte, noch weitere Äpfel herzugeben, bettelte Mister Jim um Sirup für seine Bohnen. Er saß aufrecht auf den Hinterbacken und ließ seine Tatzen über seinen dicken zottigen Bauch herunterbaumeln, sperrte die große Schnauze weit auf und wuffte mehrmals auffordernd. Rotreiher schüttelte den Kopf, holte den Krug heraus und goß mehrere Löffel voll des dicken Saftes über die Bohnen. Mister Jim ließ sich wieder nieder, sein Mahl zu beenden.

Als das Essen beendet war, zog Zwei-Grau-Hügel ein Bärenfell dicht ans Feuer und legte sich hin. Mister Jim rollte sich wie ein zottiger Berg in eine Ecke und war bald fest eingeschlafen. Noch im Hinüberdämmern leckte er an der Innenseite seiner riesigen Tatze. Mister Jim hatte kein Verlangen nach langem Winterschlaf; er hatte es nicht nötig, sich in eine Höhle zu verziehen, denn er war ja nicht gezwungen, sich gegen die Härten der schneeverwehten Jagdgründe zu wehren. Rotreiher schob auf einem flachen Stein an einer Ecke der Feuerstelle ein Häufchen Asche zusammen, zog aus seinem hirschledernen Hemd einen kleinen perlgestickten Beutel und ließ daraus

etwas rotes Pulver auf die Asche rinnen. Funken glühten darin auf, ein dünner Streifen Rauch stieg zur Decke, rollte von den Dachsparren zurück und wieder herunter wie ein weißer Faden. Rotreiher beobachtete eine halbe Stunde lang, wie er sich in seltsamen Schlangenlinien durcheinanderwand. Schließlich sprach er:

„Alte Leute sagen, daß Carcajou ein böser Geist ist. Rotreiher sagt das auch. Jäger pirscht auf Wild, hetzt und tötet. Jäger baut Schlagfalle und tötet. Indianer tötet für Nahrung und Lager, und er gehen mit Squaws zu glücklichen Jagdgründen. Indianer tötet, gibt Pelze für Perlen und Feuerwasser und für Sachen von weißem Mann. Großer Geist straft Indianer, viel Unglück jetzt, wenn er sterben." Rotreiher ergriff die Pfeife, die Zwei-Grau-Hügel hingelegt hatte, und stopfte den zerkratzten Kopf voll schlechten Tabak.

Die beiden weißen Männer beugten sich vor. Coby puffte Smeltz, damit er still sei. Zwei-Grau-Hügel starrte ins Feuer.

„Indianer töten und töten und machen Fallen, um Sachen zu bekommen, die Indianer nicht brauchen. Jäger sterben und Großer Geist sehr böse. Wälder ohne Marder, ohne Luchs, nichts, alles leer. Jäger ist klug, weiß alle Arten Fallen und wie Tiere überlisten. Großer Geist schickt ihn zurück in Berge, um schlechten Fang zu machen für Jäger. Großer Geist machen ihn Indianerteufel, Carcajou."

Rotreiher zog einen Zweig aus dem Feuer und zündete die Pfeife wieder an.

Smeltz grinste spöttisch, aber Cobys Gesicht blieb ernst. Er wußte, wie abergläubisch der Indianer ist und wie ernsthaft er an seine Sagen glaubt, er kannte auch die unheimlichen Fähigkeiten des Wulverin. Ganz zutiefst in seinem Innern glaubte Coby auch beinah, daß Carcajou von einem bösen Geist besessen sei. Zwei-Grau-

Hügel nickte zustimmend. Er hatte die Geschichte von Carcajou schon oft gehört.

„Großer Geist gab Carcajou Kraft wie zehnmal seine Größe, die List von zwei Jägern. Carcajou alle Fallen kennen, wie sie gemacht werden. Er alle vernichten. Er ist zurückgekehrt, damit Jäger muß bezahlen für Töten und Töten. Wenn Trapper totmachen Carcajou, dann großer Zorn. Dann war Großer Geist weniger klug als Jäger." Rotreiher schüttelte den Kopf.

„Ist nicht weise, Carcajou töten."

Zwei-Grau-Hügel richtete sich auf und sah den alten Krieger an. „Carcajou wird unsere Fallen zerstören. Er wird die ganze Fallenstrecke verfolgen. Wir werden nicht einen Pelz bekommen. Wenn er bleibt, müssen wir gehen."

Rotreiher schüttelte eigensinnig den Kopf. „Wir gehen. Es ist besser." Er paffte in großen Zügen.

„Ich kann euch aus der Patsche helfen", sagte Coby halblaut. Rotreiher hielt es nicht für der Mühe wert, auch nur einen Blick auf den weißen Mann zu werfen. Aber Zwei-Grau-Hügel sah eifrig auf.

„Wir können nicht fortziehen. Wir haben schon vielen Proviant von unserem Freund hier bekommen. Was ist euer Plan?" Der junge Indianer heftete seine schwarzen Augen erwartungsvoll auf Cobys Gesicht.

Nicht eine Muskel spielte in dem hageren Gesicht des Händlers, aber seine Augen schweiften zu Mister Jim hinüber.

„Der Große Geist mag den weißen Mann nicht, der Perlen und Messer und Stahlfallen verkauft. Coby wird den Carcajou töten und alle Schuld auf sich nehmen. Coby wird Rotreiher und Zwei-Grau-Hügel nicht fragen, ob er es tun darf. Er wird gehen und das

Tier erschießen und aus der Falle ziehen und weit weg vom Unaweep Cañon begraben."

Rotreiher setzte sich steil auf und sah sich schnell um. Er stäubte noch mehr rotes Pulver auf das Feuer. Zwei-Grau-Hügel lächelte.

„Gut gesagt, Freund Coby. Wenn du Carcajou tötest, ohne daß wir ‚ja' sagen, können wir bleiben, nicht wahr?"

Der Jäger wandte sich zu Rotreiher.

Der Alte beobachtete den weißen Rauchfaden, der zur Decke stieg. Die dünne Spirale schlängelte sich bis dicht unter die rußigen Querbalken, wand sich nach rechts und fiel wieder herab. „Es zeigt zum neuen Mond." Rotreiher zog seine Decke über die Schultern hoch und füllte seine Pfeife wieder.

Coby lächelte nicht. Er wußte, er hatte gewonnen. Sich zu Zwei-Grau-Hügel beugend, sprach er in einem anderen Ton: „Ich hab' dir drei Säcke Bohnen, Salz, Pulver, Äpfel und Rumsirup gebracht. Ich lasse genau so viel bei deiner Squaw, Mond-am-Wasser. Du brauchst Stahlfallen. Ich habe sie auf meinem Schlitten."

Zwei-Grau-Hügel verzog keine Miene. „Ich brauche keine Stahlfallen. Die Schlagfalle tötet, und da ist nur Schlaf. Die Stahlfalle zerbricht Knochen, und es gibt Blut und viele Tage langsames Sterben. Ich brauche deine Fallen nicht. Für die Lebensmittel werde ich dir im Frühling Pelze geben."

„Und wenn nun ein anderer Carcajou kommt oder ein Blizzard, der dieses hochgelegene Land verödet, dann gibt's keine Pelze. Was krieg' ich dann für meine Bohnen und die andern Sachen?" Coby spreizte auffordernd die Hände.

„Ich geb' mein Gewehr, und du kannst meine beiden Hände nehmen." Zwei-Grau-Hügel machte eine Bewegung, als schnitte er seine Hände ab.

Coby schüttelte den Kopf. „Ich brauch' ein besseres Versprechen. Wenn keine Pelze da sind, muß ich Bezahlung bekommen."

„Was willst du noch mehr versprochen als meine Hände?" Zwei-Grau-Hügel war überrascht. Seine Hände waren das kostbarste, was er hatte.

„Gib mir etwas Schriftliches. Mach dein Zeichen — versprich den Bären, Mister Jim, zu geben, wenn keine hundert Pelze da sind. Das ist der einzige Weg. Sonst kann ich das Pulver und die Bohnen nicht hier lassen und mich auch nicht um deine Squaw und dein Papuus kümmern", sagte Coby ganz leise.

Zwei-Grau-Hügel sah lange ins Feuer. Hundert Pelze waren ein großer Fang, aber er war ihm oft gelungen. Es war klar, Mister Jim bedeutete ihm mehr als der Verlust seiner zwei Hände.

„Du wirst ja ganz gewiß den Fang machen, aber ich muß Sicherheit haben. Der Mann, mit dem ich Geschäfte treibe, gibt mir keine Bohnen und kein Pulver, wenn ich nicht Sicherheit bringe", fuhr Coby überredend fort.

Zwei-Grau-Hügel wandte den Blick vom Feuer fort. Rotreiher schlief fest und konnte keinen Rat geben. Der junge Jäger nickte zustimmend.

„Schreib' das Papier", sagte er kurz.

Coby borgte einen Bleistiftstummel von Smeltz und blinzelte dabei seinem Partner schlau zu. Auf einen Zettel kritzelte er ein Zahlungsversprechen mit Mister Jim als Sicherheit. Er schrieb den Namen von Zwei-Grau-Hügel darunter und ließ einen Platz frei, wohin er sein Zeichen setzen solle.

Zwei-Grau-Hügel malte es hin und gab das Papier zurück. Er konnte nicht recht verstehen, wozu der weiße Mann etwas Geschriebenes brauchte. Kein Indianer würde ein Versprechen, das für

Nahrungsmittel und andere Lebensnotwendigkeiten gemacht war, etwa nicht einhalten. Das Stammesgesetz legte Todesstrafe auf den Bruch solcher Versprechen.

Coby deutete mit dem Kopf nach dem Haufen Decken, wo er und Smeltz schlafen sollten. Er räkelte die Arme in die Höhe. „Wir wollen schlafen gehen. Müssen beim ersten Tagesgrauen raus, das Unaweep rauf."

Zwei-Grau-Hügel schien nicht zu hören. Er wollte, daß der Große Geist glauben sollte, daß er nichts mit dem Töten Carcajous zu tun habe.

Die Männer rollten sich in ihre Decken, und das Feuer brannte bis auf eine schwache Glut nieder. Mister Jim schnarchte geräuschvoll in seiner Ecke, ohne zu ahnen, daß er als Bürgschaft diente für eine Lieferung Bohnen und Pulver, die im ganzen vielleicht nur zwanzig Dollar wert war.

Carcajous Bestimmung

In der Blockhütte von Zwei-Grau-Hügel und Rotreiher war es sehr kalt, als der Morgen graute. Coby und Smeltz rollten sich aus ihren Decken und schauderten. Sie machten sich gleich daran, die Glut auf dem Herd frisch anzufachen. Coby schnitt mehrere Scheiben Wildbret von einer gefrorenen Keule, die draußen an einem Baum hing. Smeltz saß da und rieb sich die Knie. Er war verschlafen und unwirsch.

„Blödsinnig früh zum Losgehen!" schimpfte er.

Coby sah nach den schlafenden Indianern hin, ehe er antwortete: „Wir haben einen weiten Weg zu machen, zehn Meilen weit das Unaweep rauf."

„Willst du wahrhaftig da raufstolpern, um einen dreckigen Skunksbären zu töten?" äußerte Smeltz seine heftige Mißbilligung.

„Todsicher. Wir gehen, bis wir 'n Carcajou finden und machen

ihn tot. Das war die Abmachung, nich?" Coby warf das Fleisch in die heiße Pfanne und wendete seine Aufmerksamkeit dem Zusammenmengen von Kaltwasserfladen zu.

Das Frühstück wurde hinuntergeschlungen. Fladen, Fleisch und Tee verschwanden im Handumdrehen. Coby stand auf und schlüpfte in seine schwere Jacke. Als er seine Fausthandschuhe anzog, lächelte er und blickte zu dem riesenhaften Mister Jim hinunter.

Sie ließen ihren Schlitten mit der Ladung und den Hunden bei der Blockhütte zurück. „Wir holen die auf dem Rückweg ab", brummte Coby, als er das Gewehr überwarf.

Smeltz trat hinter seinen Gefährten, und sie stapften auf ihren Schneereifen durch den tiefen Schnee. Smeltz war nicht an das Gehen auf solchen Schneereifen gewöhnt und war auch noch angestrengt von dem gestrigen Weg zur Blockhütte. Er schimpfte fortwährend. Coby gab gar nicht darauf acht, sondern schritt stetig vorwärts, das Unaweep hinan.

Bei einer dichten Tannengruppe, die sich wie ein blaugrünes Schattenbild gegen den Schnee abhob, machte Coby halt und zeigte nach oben.

„Das Vorwärtskommen wird schlimm sein, da gerade unter den Espen entlang."

„Kann gar nicht mehr ärger sein!" knurrte Smeltz zwischen zwei schweren Schnaufern.

„Der Weg lohnt sich aber. Ein Indianer ist schlau in vielen Dingen und in andern mordsdumm. Du kriegst deinen Bären."

Coby streifte einen Fausthandschuh herunter und zog seine Pfeife heraus.

„Du siehst mächtig weit voraus", erwiderte Smeltz und ließ sich in den Schnee fallen.

„Keinen Zweck, sich hinzulegen. Du wirst bloß ganz steif. Wir machen weiter." Coby schmauchte seine Pfeife an und marschierte voran.

Nach zwei Versuchen, sich auf die Reifen zu stellen, folgte Smeltz. Drückendes Schweigen lastete auf den beiden. Neblige Bergspitzen schauten drohend auf ihr schneckengleiches Vorwärtskommen herunter. Sie sahen aus wie zwei dunkle Kleckse, die sich durch eine weiße Welt bewegten. In gewundenem Pfad arbeiteten sie sich mühsam das Unaweep herauf.

Die zehnte Morgenstunde fand sie beim Umgehen einer Strecke Knieholz, das dicht unter der überhängenden Felswand saß. Zwei riesige Engelmannkiefern schossen aus der glatten Wand heraus und strebten dann kerzengerade längs der Steilwand empor. Coby hielt auf einer kleinen Terrasse an, und ein hartes Lachen verzog sein hageres Gesicht.

„Der Carcajou!" rief er zu Smeltz zurück.

Müde schlorrte der solcher Strapazen ungewohnte Neuling an die Seite seines Gefährten. Dicht hinter Coby stehend, konnte er die Kastenfalle mit dem rotäugigen und zähnefletschenden Gefangenen sehen. Als Carcajou sich gegen die zerschlissenen und zerbissenen Stangen seines Gefängnisses warf, fiel Smeltz bei dem Versuch zurückzuweichen, beinahe auf den Rücken.

Coby lachte rauh. „Der ist sicher geschnappt in einer grünen Falle."

Smeltz warf sein Gewehr herum und hob den Lauf. Coby streckte seinen mageren Arm aus und schlug das Gewehr nieder.

„Nichts da, du Narr!" fuhr er ihn an. „Steh zurück, und ich will dir einen feinen Geistesblitz zeigen. Mach dich fort aus dem offenen Hang, der in den Cañon runtergeht!"

Smeltz gehorchte ärgerlich brummend. Es war ihm dabei ganz

gelegen, schleunigst von dem fauchenden Untier in der Falle wegzukommen. Carcajou sah groß und gefährlich aus. In seinen funkelnden Augen war ein Feuer, das allem, was ihm zu nahe kam, Unheil versprach. Er hatte unter der Kälte und den wütenden Angriffen auf den Käfig gelitten, war aber noch voll der wilden Verwegenheit seiner Art. Wäre eine Stange geborsten, er hätte sich wie ein dunkler Blitz auf die beiden Männer geworfen.

Coby drang ins Gehölz ein und kam mit einem schweren Pfahl zurück. Er bewegte sich auf den Käfig zu und schob den Pfahl zwischen die Stangen, die Carcajou beinah entzweigerissen hatte. Mittels dieser Hebelkraft drückte er die Stäbe auseinander, bis sie krachten und sich bogen. Carcajou sprang auf den stochernden Pfahl und riß an den berstenden Stangen. Coby schleuderte den Pfahl fort und zog sich zu Smeltz zurück.

„Er kommt raus!" kreischte Smeltz und begann den Abhang herunterzusausen mit einer Geschwindigkeit, die dem erprobtesten Skiläufer Ehre gemacht hätte.

Coby wich nicht zurück, er brachte nur sein Gewehr in Anschlag und wartete. Carcajous Wut war so groß, daß er fünf Minuten lang gar nicht die Möglichkeit des Entkommens merkte. Als er die verbogenen Stangen entdeckte, zerrte er an den gelockerten Pfählen und riß mit jedem Schlag seiner Krallen ganze Stücke ab. Erst gab eine Stange ganz nach, dann die andere. Carcajou quetschte sich durch, und, anhaltend, glotzte er Coby wütend an.

Coby wartete ruhig, das Gewehr schußfertig. Carcajou blickte den Abhang hinunter und auf den Jäger zurück. Mit einem Wutlaut sprang er dann auf dem harten Schnee an dem Mann vorbei. Noch einmal glühten seine Augen Coby an, dann wandte er sich den Berg hinunter.

„Schieß! Du wirst ihn verlieren!" brüllte Smeltz aus seinem Versteck hinter einem vorspringenden Felsen. Sein eigenes Gewehr erschien, und er feuerte, ehe noch der Kolben an seiner Schulter lag. Die Kugel stiebte zehn Fuß hinter dem Wulverin eine Schneewolke hoch. Carcajou sprang unter ein Dickicht verkrüppelter Eichen und war weg.

Coby schob sein Gewehr wieder auf die Schulter und ergriff die Stange, die er gebraucht hatte, den Gefangenen zu befreien. Mit breitem Schmunzeln stieg er herunter zu dem vorspringenden Felsen.

„Du hast ihn laufen lassen", sagte Smeltz erbost.

„Klar. Und er wird jeden Pelz stehlen, den die Indianer fangen. Er wird den ganzen Winter auf dieser Fallenstrecke bleiben, um mit ihnen quitt zu werden. Sie werden ihn nie wieder erwischen, da kannst du drauf wetten. Du kriegst deinen Bär, Smeltz." Coby holte seine Pfeife heraus.

Smeltz fing an, Cobys Plan zu durchschauen, aber er hegte noch Zweifel, ob Carcajou auch seine Rolle dabei richtig spielen würde. „Ich gäb' was drum, sicher zu sein, daß das Untier auch tut, wie du sagst. Doch ich mein', er macht sich mit gestrecktem Schwanz davon in ein' andern Staat, nachdem er die Falle da geschmeckt hat."

„Das zeigt, was du schon von 'nem Skunksbär verstehst. Diese Indianerteufel sind durchtrieben und niederträchtig wie die Sünde. Selbst wenn der Lump dächte, er wird wieder gefangen, tät er bleiben und Pelze stehlen und Fallen zerstören. Das is eben, wie verdammt hundsgemein sie sind." Coby paffte zufrieden.

„Na, und wenn die Indianer es merken?" mutmaßte Smeltz. „Ich kann mir nicht leisten, 'ne Gelegenheit wie hier zu verpassen. Wir täten tausend Dollar verlieren. Dieser Mister Jim könnte bequem weggeführt und befördert werden. Ich möchte sicher gehen."

„Wir werden zurückgehen und Zwei-Grau-Hügel erzählen, der Skunksbär hat sich durch die Falle genagt. Er kann dann bloß raufkommen und finden, daß es wahr ist, was wir sagen. Der Satan hat ja auch wirklich die Pfähle zernagt. Was wir getan haben, war nur, sie zu zersprengen und zu zerbrechen." Coby legte den Bohrstock sorgfältig in einer Felsenaushöhlung nieder und fegte Schnee darüber.

„Na, da hat er 'n feinen Sport, reicht für'n ganzen Winter", grinste Smeltz. Er war wieder guter Laune und bereit zu dem anstrengenden Abstieg in den Cañon.

Coby ging voran. Schweigend wanderten sie dahin. Das Heruntersteigen erleichterte ihr Vorwärtskommen, dennoch brauchten sie mehr als die doppelte Zeit, die Zwei-Grau-Hügel auf demselben Pfad nötig gehabt hätte. Sie hätten ohne Schneereifen auf den festen Schneekrusten entlang gehen können, aber Coby war ein dickköpfiger Marschierer und hielt auf schnurgeraden Pfad. Zwei-Grau-Hügel, der immer den festgefrorenen Schneekanten folgte, hatte am Abend vorher den Weg ohne Reifen gemacht.

Um fünf Uhr fanden sie sich bei der Blockhütte Zwei-Grau-Hügels ein. Ihre Schneereifen abstreifend, trampelten sie den losen Schnee von den Füßen und traten ein. Mister Jim fühlte sich sichtlich durch die Eintretenden gestört und stieß einen grollenden Laut aus. Er saß aufrecht mit einem Napf Bohnen im Schoß und leckte die letzte Bohne aus.

„Mister Jim", ermahnte Zwei-Grau-Hügel leise. Der dicke Bär sank zurück, und seine Halsmähne legte sich. Es war klar, daß seinem Gefährten diese beiden Fremden recht waren, aber Mister Jim traute ihnen nicht.

Rotreiher streifte die Händler nur mit einem geraden, leeren Blick und fuhr dann fort zu essen.

„Macht euch dran und eßt", bot Zwei-Grau-Hügel an.

„Werden wir tun, und ich lass' dir zehn Pfund Bohnen und ein Stück Speck mehr da für das, was wir hier kriegen", bot Coby dagegen.

Die beiden Männer holten Zinnteller und häuften sie voll, setzten sich hin und aßen. Sie waren hungrig wie die Wölfe und schlangen das Essen hinunter, ohne zu reden. Zwei-Grau-Hügel füllte ihnen die Teller zweimal. Er stellte keine Fragen nach dem Erfolg ihres Ausflugs, doch war zu merken, wie gespannt er war.

Als das Abendessen vorbei war, lehnte sich Coby zurück und holte seine Pfeife vor. Er hielt Rotreiher seinen Tabaksbeutel hin, aber der schüttelte den Kopf. Rotreiher rauchte nur mit Leuten, die seine Freunde waren. Für den alten Krieger waren diese Händler ein notwendiges Übel im Plan aller Dinge. Zwei-Grau-Hügel klammerte sich nicht so an die Überlieferungen seiner Väter. Er füllte seine alte Pfeife aus rotem Ton und fing an zu rauchen.

Nach einer halben Stunde völligen Schweigens sagte Coby: „Carcajou hat sich durch die Falle genagt und ist weg." Er beobachtete das Gesicht des indianischen Jägers, als er sprach.

Zwei-Grau-Hügel rauchte ruhig weiter und verzog keine Miene. Rotreiher nickte mit grimmigem Wohlgefallen.

„Er ist wahrscheinlich schon fünfzig Meilen von hier weg und rennt noch", fügte Coby hinzu.

Zwei-Grau-Hügel nickte. Er wußte besser als die beiden Weißen, was Carcajou tun würde.

„Ich an deiner Stelle würde das Lager so spät nicht mehr verlegen", meinte Coby. „Du wirst einen guten Fang machen. Und wenn du dieses Biest wieder fängst, machst du am besten Schluß damit."

Zwei-Grau-Hügel nickte wieder; aber er dachte nicht an Cobys Worte, die er überhaupt nicht gehört hatte. Er beobachtete Miſter Jim, der nach einer Bohne fiſchte, die ſich in eine verbeulte Ecke des Napfes verkrochen hatte.

„Wir wollen uns ſchlafen legen. Morgen wird's wieder 'nen ſchweren Tag geben bei der Schufterei mit dem Schlitten", ſagte Coby, ſehr befliſſen, das Thema zu wechſeln.

Die beiden Weißen wandten ſich zu ihrem Fellhaufen, und Rotreiher rollte ſich in ſeine Decke. Er ſagte kein Wort, ſondern drehte das Geſicht zur Wand und atmete bald tief. Zwei-Grau-Hügel ſaß noch lange Zeit da und ſtarrte ins Feuer. Miſter Jim räkelte ſich in ſeiner Ecke und ſchnarchte laut. Schließlich drehte ſich auch der junge Jäger zur Wand und zog ſeine Decke um ſich. Er mußte ſehr früh aufſtehen und losgehen, denn er wußte, von jetzt an mußte er täglich ſeine Fallen beſuchen, um mit ſeinem losgelaſſenen Feind zu kämpfen. Als er langſam hinüberdämmerte, überlegte er noch, aber ohne eine beſondere Hoffnung zu hegen, ob Carcajou wirklich verſuchen würde, ſich für ſeine Gefangennahme zu rächen.

Rache

Zwei-Grau-Hügel und Mister Jim bauten mühsam alle ihre Todesfallen an der ganzen Marderstrecke im Unaweep auf. Mister Jim betrug sich dabei sehr fidel. Er jagte einem Schneeschuhkarnickel den größten Schreck seines Lebens ein, indem er hinter ihm her bergab stob wie ein gewaltiger Schneepflug mit Schaufelrädern. Das Karnickel entwischte mit Leichtigkeit, verlegte aber sein Lager nun auf die andere Seite der Bergkuppe. Dann machte Mister Jim ein Loch in einen hohlen Baumstamm und buddelte drei erfrorene Larven aus. Während Zwei-Grau-Hügel seine Todesfalle aufsetzte,

schmatzte Mister Jim seinen Leckerbissen hinunter und krabbelte nach mehr. Er tat auch seinen Anteil an der Arbeit, indem er einen großen Baumstamm aus dem Cañon heraufträgt. Dieser Stamm wurde gebraucht, um eine Falle für einen Silberlöwen oder Luchs zurechtzumachen.

Bei der Rückkehr den Cañon herunter gab es wieder großen Spaß. Mister Jim half dem schweigsamen Zwei-Grau-Hügel seine Sachen tragen und hatte dabei ein paar höchst persönliche Abenteuer, wenn er über Löcher geriet. Jedesmal ergab sich, daß die Kruste über dem hohen Schnee seine schwere Last nicht trug, und er krachte in ein Nest feinen Pulverschnees ein. Das gab dann immer einen störenden Aufenthalt, weil Mister Jim jedesmal seine Last verlor. Denn er hatte keinen gewölbten Rücken, auf den man einen Sattel hätte schnallen können, auch fiel er nicht glatt hin wie ein Pferd, sondern überkugelte sich in jeder Schneewehe gleich mehrere Male. Zwei-Grau-Hügel war sehr geduldig und nachsichtiger, als er je gewesen war, denn in seinem Herzen nagte eine schwere Sorge um seinen dicken Kumpan. Nächsten Winter waren sie vielleicht schon nicht mehr zusammen.

Mister Jim wurde von keinerlei Befürchtungen geplagt. Dahinten in der Blockhütte hatte Rotreiher schon einen dampfenden Topf Bohnen und Wildbret fertig. Der dicke Bär war wunschlos glücklich, sobald nur sein dicker Bauch voll war und er sich in seine Ecke zusammenrollen konnte, um von Sommerwiesen und Bienennestern zu träumen.

Durch die sternenklare Nacht kam ein Marder weit vom Eingang des Unaweep her oben auf dem Grat entlanggelaufen. Er kreuzte Zwei-Grau-Hügels Spur ohne besonderes Schnüffeln. Bei einer tiefen Grube, die Mister Jims Hintertatze gemacht hatte, hielt er an

und fauchte. Was tat ein plumper Bär jetzt noch draußen in dem verschneiten Lande? Der sollte gefälligst Winterschlaf halten. Mit dieser kurzen Überlegung sprang der Marder den Grat entlang und verschwand in einem Gewirr von Kreuzdorn und Wildrosendickicht.

Der Marder ist ein ungeselliger Bursche. Er gehört zum Stamm der Würger und ist ein Verwandter des Vielfraß und des Wiesels, dennoch sind die Gewohnheiten dieses Räubers und Mörders ganz andere. Sein Pelz ist schimmernd schwarz mit einer flammenden gelben Weste, die ihn sichtbar macht, wenn man ihn oben im Baum oder über einem umgestürzten Stamm erblickt. Er könnte ein Fuchs sein, wenn seine Ohren nicht rund und sein Bau schlanker wären. Sein Pelz macht ihn zu einem wichtigen Bewohner der immergrünen Tannen- und Fichtenwälder, und durch seine unersättliche Neugier wird er eine leichte Beute für Schlingen und Todesfallen.

Jeder Marder springt ohne weiteres in eine Todesfalle, um nach dem gefrorenen Fischkopf zu schnappen, der am scharfen Abzug der Viererfalle angebracht ist. Er haßt die Lichtung der Siedler, haßt den gewundenen Waldpfad, der mit seinen krummen Beipfaden und Schlittengleiten die Hänge heraufführt; darum dringt er tief in die dichte Deckung der gefallenen Stämme und des dazwischen wuchernden, wirren Gestrüpps ein. Je mehr in den Tälern der Klang der Axt ertönt und auf den Graten der schweigende Reiter bei Sonnenuntergang Ausschau hält, um so weiter zieht sich der Marder in das Hochland mit seinen unersteigbaren Grenzwällen zurück.

Der Marder, diese vier Pfund Wildheit, gepaart mit einer Ruchlosigkeit, die nur durch sein Gewicht im Zaum gehalten wird, raubt verheerend unter allen Waldbewohnern. Das Schneeschuhkarnickel kennt ihn, jeder nistende Vogel haßt ihn. Er hat keine Freude am Spiel wie der Otter, sein Morden unterbricht er nur, wenn es ihm

gerade paßt, in der Sonne zu faulenzen. Aber er hat bei weitem nicht den Verstand des Wulverin und lernt nie, mit Fallen umzugehen. Er läßt sich von seiner Freßgier in jegliche Gefahr verleiten.

Aus dem schützenden Dickicht scheuchte er eine Schneemaus auf. Der graubraune Nager saß auf einem Dornenzweig und naschte gefrorene Hagebutten. Wie der Blitz war der Marder über seinem Opfer. Es gab einen Quieks und einen Knacks. Zwei Minuten später glitt der Marder aus dem Dickicht und leckte seinen langen Bart. Seine Nase kräuselte sich, und er witterte, tief die Luft einholend. Fisch!

Mit einem leisen Mauzton wandte er sich der Stelle zu, von wo der schmackhafte Duft ausging. Er hielt sich nicht erst damit auf zu überlegen, daß jeder anständige Fisch jetzt sicher in einem Loch unter Tonnen von Schnee und Eis verborgen sitzen müsse. Seine Nase witterte Fisch, und der Marder verläßt sich allemal auf seine Nase. Er witschte durch ein weiteres Dickicht und hielt einen Augenblick an.

Vor ihm lag etwas, was wie ein starkes Dickicht von Pfählen aussah, die in den Schnee gesteckt waren. Die Pfähle reichten alle bis zu einem schweren Stamm herauf, der in die Luft zeigte. Hinter den Pfählen konnte der Marder einen Fischkopf sehen, der auf einem spitzen Ast steckte. Er zögerte nur so lange, um zu entdecken, daß unter dem dicken Stamm eine weite Öffnung ihm zuwinkte. Hätte er etwas von Zahlen verstanden, dann hätte er in der Art der Stöcke unter dem Stamm so deutlich wie nur möglich eine „vier" lesen können. Ein Stab zeigte nach oben und einer nach unten, und ein dritter war quer über die beiden andern geklemmt. Auf diesem letzten Stock stak der Fischkopf.

Ohne aus Vorsicht irgendeinen einzigen Umweg zu versuchen, sprang der Marder auf den Fischkopf los. Er sauste unter den schwe-

ren Stamm und schnappte nach dem Kopf. Der eingeklemmte Stock wurde mit dem Köder herausgerissen, dadurch klappten die andern beiden zusammen, und der große Stamm schlug herunter. Der Marder zuckte nur einen Augenblick. Der Fischkopf steckte fest zwischen seinen Kiefern, und er ließ ihn nicht los. Sein geschmeidiger Körper streckte sich, wurde starr und steif. Zwei-Grau-Hügel und Mister Jim hatten wieder einen Marder erwischt.

Während die Jägerkameraden im Blockhaus an der Mündung des Unaweep schliefen und der unvorsichtige Marder seinen verhängnisvollen Irrtum beging, war ein anderer Jäger unterwegs: Carcajou, der Herrscher des Hochlandes. Er ging seinen eigenen Geschäften nach, die ihm zusagten, und folgte Zwei-Grau-Hügels Marderstrecke.

Falle um Falle wurde zerstört. Erst wurden die Pfähle weggerissen, dann der Köder von der Seite herausgeschnappt. Jedesmal fiel der große Stamm, ohne Schaden anzurichten, herunter auf den gefrorenen Grund oder die sorgfältig hingelegte flache Steinplatte. In vier Fallen waren Marder. Carcajou setzte sogleich die Pelze der gefrorenen Opfer herunter und fraß etwas von dem Fleisch. Den Rest des Kadavers beschmierte er mit Moschus und vergrub ihn. Denn der Herrscher sann nur auf Rache. Er wußte dabei gar nicht, daß er beim Zerstören der Marderstrecke sogar doppelt auf seine Kosten kam und seinen Zoll gleich von zwei Feinden erhob. Er wußte auch nicht, daß er eine gerissene Partie für seinen größten Feind, den weißen Mann, spielte.

In der letzten Falle in Unaweep fand Carcajou einen frisch getöteten Marder. Er fing an, des Sportes müde zu werden, und setzte ihn nur noch aus Niederträchtigkeit fort. Er zerrte den Marder aus der Falle, kreiste aber erst ein- bis zweimal vorsichtig um die Todesfalle, um sich zu vergewissern, daß keine Stahlfallen da waren. Nach-

dem er den Pelz zerrissen und stinkend gemacht hatte, begrub er ihn dicht neben der Falle. Der Winter konnte am Ende sehr hart werden, und er würde dann die Caches* brauchen, die er anlegte.

Von weit her erscholl aus einem Nebencañon ein schriller Schrei. Carcajou spannte die Muskeln, und der Pelz auf seinem Rücken sträubte sich. Ein Silberlöwe hatte Beute gemacht, möglicherweise ein Reh oder einen Elchbullen. Carcajous kleine Augen flammten, und er wandte sich bergan. Hier würde es ein bißchen angenehme Erregung geben und einen Auslaß für die wilde Tatkraft, mit der er bis zum Bersten gefüllt war und die er erst ein wenig durch das Ausrauben der Marderstrecke zu erleichtern versucht hatte.

Er trottete den Hang hinauf und folgte den harten Schneekrusten, um einen bequemen Pfad zu haben. Zweimal tauchte er durch Dickichte und zottelte dann wieder auf den harten Schnee hinaus. Seine Art zu laufen war tolpatschig und nicht schnell, darum ermüdete er nicht. Fünfzig Kilometer solch eines gleichmäßigen Trotts hätten ihn nicht angestrengt. Er hatte aber keine große Eile. Der Puma würde bei seiner Beute bleiben.

Weit drinnen in einem Nebencañon war ein Puma dabei, sich vollzufressen. Vor einer Stunde hatte er eine geschützte Hügelseite mit Büschen und offenen Wiesenstellen gefunden, über die der Wind strich. Von einer Felsenkante aus hatte er einen Bock und eine Ricke äsen sehen. Zwanzig Minuten lang hatte er geduldig den Wind geprüft und war dann den Hang hinabgeschlichen. Zeit bedeutete ihm nichts. Seine wilde Kraft und seine stählernen Nerven hatte er wohl in Zucht. Jede Bewegung mußte überlegt werden. Nur die schwarze

* Mit „Cache" bezeichnen die nordischen Trapper die Verstecke, die sie gelegentlich auf ihren Pfaden anlegen, um Lebensmittel, Decken und dergleichen für später aufzuheben.

Spitze am Schwanzende verriet, wie gierig er war. Sie zuckte und flippte hin und her wie eine kleine Fahne.

Der Silberlöwe duckte sich hinter einen gefallenen Stamm, der halb im Schnee begraben war. Sorgfältig maß er die Entfernung zwischen sich und dem äsenden Bock. Es war ein feiner Kerl und trug noch sein Geweih; er war auch noch in guter Form. Die eisige Hand des Winters hatte seine Weidegründe noch nicht ganz zugedeckt. Jetzt gewahrte der Puma einen kahlen Fleck. Da mußte seine Tatze nach dem ersten Sprung landen; dann würde er sich von diesem Stützpunkt aus auf den Bock schnellen. Langsam überprüfte er noch einmal die Entfernung, seine hellen Lichter waren zu Schlitzen zusammengezogen.

Große Muskelwellen spannten sich unter der geschmeidigen Haut des Puma, er zog die Beine unter sich und legte den Kopf platt auf den Stamm. Nur der Schwanz zuckte und peitschte hin und her. Langsam erhob sich das Tier. Als sein Bauch den Schnee nicht mehr berührte, sprang er los. Wie ein gelber Blitz schoß er durch das Sternenlicht dahin. Er übersprang die vier Meter bis zu der ausgesuchten Stelle in einem Satz, hielt eine Sekunde an, um aufs neue alle Muskeln anzuspannen, dann stürzte er sich mit einem schrillen Gekreisch auf den Bock. Der Geweihgekrönte machte einen weiten Satz, aber es war zu spät. Das Gesetz der Wildnis, daß jeder ihrer Bewohner, der nicht auf der Hut ist, ein tragisches Ende finden muß, war wieder einmal mit Blut in den Schnee geschrieben.

Schnurrend und fauchend machte sich die große Katze ans Mahl und kümmerte sich nicht um die entsetzten Sprünge der Ricke, die nun ohne ihren Gebieter durch die Schneewehen stürmte, um in die Sicherheit der winddurchwehten Kämme zu gelangen, wo freie Bahn zum Rennen war.

Währenddessen kam Carcajou angetrottet und hielt an, um einen Buckel zu machen und den Puma herausfordernd anzufauchen, er war gerade in so richtiger Kampfeslaune.

Neunzig Pfund Silberlöwe und dreißig Pfund Vielfraß standen sich gegenüber. Der Puma war hungrig und äußerst wütend über die Unterbrechung, aber er griff den zottigen schwarzen Störenfried nicht an. Statt dessen fauchte und spie er bösartig.

Carcajou kam dem Kadaver stetig näher. Er knurrte fortwährend, und seine Augen sprühten. Der Silberlöwe hielt stand, aber sein Blick schweifte unbehaglich umher. Er wußte, hier ging eine Aufforderung zum Kampf auf Leben und Tod. Er haßte den schleichenden Carcajou. Der war nicht hungrig, und doch würde er sich in einen erbarmungslosen Kampf stürzen. Wenn man ihn ansprang, hieß es kämpfen, bis der eine oder andere den letzten Odem hergab. Der Puma war tapfer, aber auch schlau. Carcajou war auf Sprungweite herangekommen, und noch starrte er ihn an.

Mit einem weiten Satz schnellte sich der Puma über den Vielfraß hinweg. Carcajou sprang hoch und schlug mit seinen furchtbaren Krallen zu, aber seine stumpigen Beine waren zu kurz, um den falben Bauch zerreißen zu können, als er vorbeischoß. Mit einem Wutschrei sprang er auf den Kadaver des Bocks und sah den Puma an, der sich in den Schnee hockte und seinen Feind in blutdürstigen Kreischtönen beschimpfte. Carcajou starrte ihn mit rotglühenden Augen eine Weile an. Jedesmal, wenn der Puma sich erhob, stand er auf und kam auf dem Kadaver nähergerückt. Wenn der Puma sich setzte, hielt er an und wartete.

Endlich glitt Carcajou von dem Aas herunter, fing an, eine Keule aufzureißen und bekümmerte sich nicht mehr um die große Katze. Der Puma stieß ein letztes, trotziges und haßerfülltes Gebrüll aus und

begab sich den Berg hinunter auf die Suche nach der entkommenen Ricke.

Wieder einmal war die Oberherrschaft Carcajous sichergestellt. Es war nicht seine Größe oder die Hitze seines Angriffs. Der Silberlöwe würde das Vorrücken jeder andern Katze seiner Größe oder einen noch größeren Feind mit einem fauchenden Satz empfangen haben, der in einem Wirbel hin und her schnellender Körper geendet hätte. Mit einem Bären hätte er kurzen Prozeß gemacht; aber der Vielfraß hatte einen Ruf, ein Etwas, was seine Größe weit überragte, was eigentlich gar nicht zu seinem plumpen Körper paßte. Er war eben Herrscher.

Carcajou fraß etwas Fleisch und Knorpel vom Schenkel herunter. Er hatte gar keinen großen Hunger, aber er fraß doch ein bißchen und verschmierte dann den Kadaver derart mit stinkendem Moschus, daß selbst eine Wildsau sich davor geekelt hätte. Dann schob er Schnee darüber und trampelte ihn fest. Auf einen Klumpen Schnee mitten auf dem Haufen spritzte er noch mehr Moschus. So war es seine Art, ein Cache als sein Eigentum zu kennzeichnen. Es war ein Tabuzeichen für alle jagenden Wesen und würde selbst von den Weißen und Indianern geachtet werden, denn für jedes andere Wesen als einen Vielfraß war das Fleisch jetzt wertlos.

Wäre der Puma in Ruhe gelassen worden, hätte er einen Teil der Beute gefressen und den Rest vergraben. Auf den aufgetürmten Schnee hätte er Stöcke und trockenes Gras gehäuft, das er unter dem Schnee vorgescharrt hatte. Das hätte die Beute als die Speisekammer eines Silberlöwen bezeichnet. Kaum eines der jagenden Wildtiere hätte sich darum gekümmert, außer Carcajou oder einem Bären, falls ein solcher noch in dem mit Schnee bedeckten Hochland umherstreifte.

Das Schicksal der Marderstrecke

Mister Jim sperrte sein weites Maul viermal auf und rieb sich die Augen mit der riesigen zottigen Tatze. In der Hütte war es eiskalt. Zwei-Grau-Hügel und Rotreiher schliefen beide fest in ihre Decken gerollt. Mister Jim erhob sich und watschelte mit zwei Schritten über den Boden zur Feuerstelle. Er steckte die Nase in den Bohnentopf und fand ihn leer. Dann untersuchte er die Nische, wo Rotreiher den Sirupkrug aufhob. Mit arger Enttäuschung mußte er finden, daß seine ungefüge Tatze nicht hineinreichen konnte. Daher schien ihm

nichts anderes übrigzubleiben, als seinen Gefährten zu wecken und etwas, was man als Frühstück ansehen konnte, von ihm zu verlangen. Er stapfte zu der verhüllten Gestalt Zwei-Grau-Hügels und puffte den schlafenden Jäger mit seiner dicken Schnauze. Zwei-Grau-Hügel brummte und saß sogleich wach aufrecht. Als er sah, wer sein Besuch war, lächelte er.

„Du wirst mir heute eine doppelt so große Last Pfähle und Stangen tragen, weil du mich so früh geweckt hast", schalt er, als er mit den Füßen aus der Decke fuhr und in seine schweren Mokassins schlüpfte.

Mister Jim saß aufrecht und hielt sich kläglich den Bauch, die Äuglein blinzelten aus dem Pelzgesicht, und sein großes offenes Maul tropfte erwartungsfroh.

Zwei-Grau-Hügel fing an, Feuer zu machen. Mister Jim wurde ungeduldig und machte derweil Kopfstand auf seinem breiten Schädel, mit den Hintertatzen in der Luft herumfuchtelnd. Er grunzte und wackelte hin und her, bis der Boden schütterte und Rotreiher sich plötzlich aufrichtete.

„Du solltest ihn hauen", brummte er, hielt aber seinen lederumschnürten Fuß hin, damit Mister Jim spielerisch danach tappe.

„Hau du Mister Jim. Ich mache Frühstück. Zeit, daß wir aufstehen und uns auf den Weg machen. Er weiß das." Zwei-Grau-Hügel schmunzelte und fing an, einen dicken Teig aus Wasser, Schmalz und Mehl zu mischen.

Mister Jim kümmerte sich nicht um Rotreihers Fuß, sondern sah zu, wie die Teigfladen in der Pfanne brutzelten. Es gab ein reichliches Frühstück, ein Dutzend gebackener Teigfladen, so breit und viermal so dick wie große Pfannkuchen, Rumsirup aus dem Krug, gebratenes Wildfleisch und ein halbes Birkhuhn, alles über heißer

Glut gebraten. Mister Jim fraß alle Hühnerknochen und alles Fleisch, was übrigblieb, und krönte das Mahl noch mit einem kalten Teigfladen voll Sirup. Dann leckte er die Tatzen und grunzte zum Zeichen, daß er jetzt fertig sei und Zwei-Grau-Hügel sich bitte beeilen möge.

Der Trapper traf auf dem Platz, den Rotreiher vor der Hütte schneefrei hielt, seine Vorbereitungen für den Tagesmarsch. Mister Jim hatte gegen seinen Anteil nichts einzuwenden, aber es war ersichtlich, daß er nicht an Arbeit dachte. Er ließ seine Augen über die Bergseiten schweifen, dann glitten sie über den Hang zu den kahlen windumwehten Felswänden, die sich bis zu dreihundert Meter über der Hütte erhoben. Es schien, als befänden sie sich gerade genau unter der obersten Kante. Die zusammengeschobenen Schneebretter längs des Grates über der Hütte hingen über ihnen weit heraus wie ein weißer Balkon.

Zwei-Grau-Hügel befestigte Tragriemen an dem dicken Bären und schnürte frischgeschnittene grüne Stangen in ein Bündel. Obendrauf band er eine Axt und eine kurzstielige Spitzhacke. Sein Gewehr behielt er bei sich für den Fall, daß sich Gelegenheit zu einem Schuß auf einen Rehbock oder Hirsch bot. Sowie der Winter eingesetzt hatte, würde man am Ende sehr viel gefrorenes Fleisch brauchen. Zudem hatte Mister Jim so eine Art, hinter jeglichem Wesen, das fortlief, herzustürzen und die Traglast mit sich zu nehmen.

Rotreiher sah die beiden aus dem Lager losziehen, ohne daß sich der Ausdruck seines Gesichts änderte. Keiner hatte Carcajou erwähnt, auch nicht die Aussichten des Abgehens der Fallenstrecke und des Marderwechsels.

Der Pfad, der in das Unaweep heraufführte, zeigte ein wechselvolles Bild farbenfreudiger Schönheit. Das Tal war in weißes

Schweigen verschlossen. Die höheren Zinnen waren blaugrün von Tannen, und die zerklüfteten Spitzen darüber blitzten stahlblau und kalt.

Bei der ersten Marderfalle stand Zwei-Grau-Hügel still und besah sich grimmig das Wrack seiner sorgfältig aufgebauten Todesfalle. Carcajou hatte die Pfähle losgerissen und weggetragen und sie etwa hundert Ellen weit über den Abhang verstreut. Der Pelzjäger wußte aus Erfahrung, daß viele dieser Pfähle vergraben und daß alle mit Moschus verdreckt waren.

„Wir hätten es auf den Zorn des Großen Geistes ankommen lassen sollen", sagte Zwei-Grau-Hügel düster, als er einen Streifen hin und her schob, der einmal ein erstklassiger Marderpelz gewesen war. Er drehte ihn mit den Zehen herum und preßte ihn tief in den Schnee.

Mister Jim schnupperte, sträubte die Haare und sah sich wild um. Trotz seiner Niedergeschlagenheit mußte Zwei-Grau-Hügel über die Wut seines Gefährten lächeln.

„Wenn Carcajou jetzt aus dem Wald auf dich loskäme, würdest du dir den Kampf zweimal überlegen", sagte er und tätschelte liebevoll Mister Jims gesträubten Nacken.

Mister Jim knurrte und stieß eine Wolke von Schnee hoch.

Die zweite Falle erzählte dieselbe Geschichte — auch die dritte. Nur zwei Todesfallen waren übersehen worden, und von einem Fang, der zehn feine Pelze gebracht haben sollte, waren nur zwei übrig. Zwei-Grau-Hügel beobachtete seinen munteren Gefährten, der auf einer Schneebank saß und dem Kreisen und Schweben eines Weißkopfadlers zusah. Mister Jim ahnte nichts von dem Verhängnis, das über ihm schwebte. Da waren Mond-am-Wasser und Kleiner Hirsch, der Sohn, die auch bedacht werden mußten. Zwei-Grau-

Hügel mußte seine Verluste ausgleichen und weitere Felle hinzufügen. Der Kleine und die Mutter mußten zu essen haben.

Mister Jim, dessen Last jetzt nur noch aus einer Axt und der Spitzhacke bestand, ging ein bißchen auf Raub aus. Er scheuchte einen Waldhahn aus einem Dickicht von Dornen und Preißelbeerbüschen auf. Der Hahn schoß heraus in die kalte Luft, die er wie ein Messer durchschnitt. Seine Flügel schwirrten einen Wirbel, der weithin durch das weiße Schweigen hörbar war. In großen Kreisen stieg er über das Tal hinaus und sah sich nach einem anderen sicheren Schlupfwinkel um.

Aus dem klaren Blau fiel plötzlich, wie ein Klumpen Blei, eine Gestalt. Die gesteiften Schwingen gaben einen pfeifenden Laut. Die runden Augen des Weißkopfadlers hatten den Waldhahn aus der Deckung brechen sehen. Der Adler kreischte einmal auf, als er herabstieß.

Der Waldhahn sah wohl seinen todbringenden Verfolger, doch sein winziges Gehirn kannte nichts anderes als gerade Flucht hinter eine wirbelnde Schneebank. Eine solche Deckung war aber nicht in der Nähe, und der Adler kam mit furchtbarer Schnelligkeit heran.

Der Waldhahn bewegte die Flügel schneller, doch der König der Lüfte schnitt ihm den Weg ab. Der schwere Brustknochen des Adlers versetzte dem fliehenden Vogel einen zerschmetternden Schlag; Federn stiebten, dann gab es einen dumpfen Aufprall. Der Adler spreizte die Schwingen, seinen Fall zu hemmen, während eine formlose Masse unten schwer in den Schnee sank.

Mit halbgeschlossenen Augen hatte Zwei-Grau-Hügel den Kampf in der Natur beobachtet, die tägliche Tragik wilden Lebens: Jäger und Gejagter. Leise rief er Mister Jim und ging das Unaweep herab.

Er hätte leicht den großen Adler schießen können und den Waldhahn als seine Beute nehmen, aber er tat es nicht.

Mister Jim war angeregt durch seinen Erfolg und bestand darauf, durch jedes bißchen schneebedeckte Unterholz, das sie trafen, durchzubrechen. Endlich fand er sich belohnt durch das Aufscheuchen eines Schneeschuhkaninchens. Der großfüßige Geselle sprang ins Freie und rannte etwa neunzig Meter hügelabwärts. Die Löffel flach anlegend, duckte er sich und sah nun wie ein Teil der Schneewehe aus, auf der er saß. Mister Jim steckte seinen Kopf durch die Büsche und schüttelte den Schnee aus seinem Gesicht.

„Wo ist er hin?" — schien der aufgeregte Ausdruck zu sagen.

Als Antwort hob Zwei-Grau-Hügel das Gewehr und schoß das Karnickel. Wapuuse* schmeckte sehr gut, und dieses hier würde helfen, die Speisekammer gefüllt zu halten. Mister Jim sah schwer beleidigt zu, wie Zwei-Grau-Hügel das Karnickel aufhob. Es war doch ganz klar, daß das sein Wapuuse war, und sein Gefährte hätte ihm das Fangen überlassen müssen.

Die kalte Sonne sank immer tiefer, und das Quecksilber war auf 30 Grad unter Null gefallen. Zwei-Grau-Hügel folgte mit stetig schwingendem Schritt den schneebekrusteten Kämmen und windigen Hängen. Mister Jim trödelte hinterher und stürzte nur immer gerade seinem Gefährten nach, ehe der hinter einer Gruppe Espen oder Tannen außer Sicht kam.

Endlich fing Mister Jim aber an, vorwärtszudrängen. Wahrscheinlich hatte sein zottiger Bauch ihn an den Topf gedämpften Fleisches und die Bohnen erinnert, die Rotreiher unten in der Blockhütte über dem Feuer schmoren hatte. Er brach durch ein Tannen-

* Wapuuse = indianische Bezeichnung für Schneeschuhkaninchen.

gehölz, wo der Boden unter dem Schutz der dicken Nadeln der Blautanne fast schneefrei war.

Zwei-Grau-Hügel, der über ein Stück tiefen Schnees marschierte, hörte ein lautes Schmerzgeheul aus der Tannendeckung und wandte sich sofort um. Seinem dicken Kumpan mußte etwas zugestoßen sein. Als er sich in das Halbdunkel unter den Tannen durchgearbeitet hatte, fand er Mister Jim aufrecht hocken und behutsam an einer Tatze zupfen. Vor ihm saß ein kleines Tier mit schwarzen Perläuglein. Der Fremdling, an den Mister Jim sich gemacht hatte, hatte eine streifig gelbe Farbe und einen grauen Schein auf seinem Pelz. Er war nicht groß, wog vielleicht fünfzehn Pfund; trotzdem lief er vor dem Grisly nicht davon. Er saß ganz ruhig da, völlig unbekümmert, und blinzelte den großen Gesellen an.

Als Mister Jim Zwei-Grau-Hügel erblickte, stieß er ein neues Geheul aus und streckte seine mächtige Tatze hin. Tief eingebettet in eine große Zehe war ein runder elfenbeinfarbiger Stachel mit tiefschwarzer Spitze.

„Kockwa!" rief Zwei-Grau-Hügel. „Zurück, Dicker, oder du wirst voller Stacheln."

Beim Ton seiner Stimme schwippte Kockwa, das Stachelschwein, drohend mit dem Schwanz und stieß einen grunzenden Laut aus. Mister Jim wich zurück und setzte sich auf die Keulen, betrübt seine Pfote besehend.

Zwei-Grau-Hügel faßte den kleinen Pfeil, der sich in des Bären dicke Tatze gebohrt hatte, und zog. Der Widerhaken kam mit einem Fetzen Fleisch heraus. Mister Jim sprang wie toll umher und landete beinahe auf Kockwa selber. Doch trotz seines laut erhobenen Geheuls zeigte er keine Gelüste zur Rache.

Kockwa drehte sich langsam um und trappelte zum Fuß einer

Tanne, die er hinaufzuklettern begann. Seine Bewegungen waren gemächlich, und er zeigte keine Furcht. Er war einer dieser furchtbar dummen Burschen, bei denen es die Natur für gut gehalten hat, ihnen vollendeten Schutz zu gewähren. Die Indianer sagen, Kockwa ist so geschützt und dadurch so zutraulich gemacht, damit ein sterbender Mensch, der sich in den Wäldern ohne Waffen verirrt hat, leicht ein junges Stachelschwein mit einem Stock töten kann, um das Fleisch zu essen und dadurch weiterleben zu können. Jeder kann sich ihm nähern, und wer noch so viel Kraft hat, einen Knorren zu heben, kann ihn erschlagen. Sein Fleisch ist zart und gibt Kraft. Viele Geschichten

werden erzählt, wie oft er ein Leben gerettet hat, indem er sein eigenes dafür hergab.

Zwei-Grau-Hügel belästigte das Stachelschwein nicht. Er hatte genug zu essen und hielt es für unrecht, ein kleines Geschöpf zu verscheuchen, das vielleicht später einmal ein Leben rettete.

Es kommt manchmal vor, daß Tiere, die durch den Hunger zur Verzweiflung getrieben sind, sich an Kockwa machen und ihn töten. Sie ziehen ihn nicht ab, wie es ein Jäger tun würde, sondern schlingen Stacheln und alles mit hinunter. Später fangen die kleinen Widerhaken dann an, sich durch die Magenwände des Toren durchzubohren. Sie werden zu Todespfeilen, und der Sieger stirbt, überwältigt von dem dümmsten aller Waldbewohner. Nur der Fischmarder, der Königsfischer, ein Vetter des Wulverin, kann ohne Gefahr das kleine Schwein mit seinem Stachelpelz fressen.

Mister Jim hinkte ein bißchen und unterließ sein fröhliches Possenspiel um seinen Herrn herum. Die Stunde für die nächtliche Jagd war im Unaweep angebrochen, als sie aus der Tannendeckung herauskamen. Die Sonne war hinter den Bergkuppen des Westens versunken, und die schweigende weiße Wüste war lebendig geworden. Eine große Schnee-Eule schwebte und kreiste dicht am Wald. Ihre großen runden Augen hielten Ausschau nach einem Wollschwanz- oder Schneeschuhkaninchen oder sonst einem unachtsamen Geschöpf.

Zwei-Grau-Hügel schwang sein Gewehr über die Schulter. Er war zu einer Entscheidung gekommen und war grimmig entschlossen, sie durchzuführen. Jetzt war die Zeit, wo Carcajou unterwegs sein würde, um sein räuberisches Unwesen zu treiben. Falls der Indianer den Fallenräuber sah, wollte er ihn töten. Er hatte sich vorgenommen, es zu tun und es dann darauf ankommen zu lassen, was der Große Geist des Nordens beschließen würde.

Sie kamen auf einen kahlen Bergkamm heraus und stiegen etwa neunzig Meter herab. Den Grat verlassend, kehrten sie jetzt dicht oberhalb der Fallenstrecke zurück, die sie am Morgen gelegt hatten. Zwei-Grau-Hügel ging voran mit dem Gewehr in der Hand. Ein Luchs sprang über einen gefallenen Baumstamm und verschwand im Dämmerlicht eines Felsrutsches. Das Gewehr des Jägers hatte gezuckt, aber er feuerte nicht.

Um eine Bergnase herumgehend, gerieten sie in tiefen Schnee und arbeiteten sich mühsam etwa dreißig Meter durch. Als sie wieder auf festen Felsengrund kamen, hielt Zwei-Grau-Hügel an und warf sein Gewehr mit einem Ruck hoch. Unter ihm, dicht bei einer seiner Fallen, stand eine unförmige Gestalt. Sie zeichnete sich deutlich gegen den Schnee ab und sah wie ein Bärenjunges aus. Mister Jim knurrte, als der Jäger das Gewehr anschlug.

Es war ein Schnappschuß. Das Tageslicht war fast ganz verschwunden, und es war nicht möglich, richtig zu zielen oder nur das Ende des Gewehrlaufs zu visieren. Eine Flamme schoß aus der Mündung des Gewehrs. Mister Jim stürzte in den Cañon herunter und brummte mächtig; er wollte diesen gemeinsamen Feind erledigen. Unten traf er einen unverwundeten und wutschnaubenden Vielfraß, der, statt in Deckung zu rennen, den großen Bären angriff. Mister Jim stemmte sich ein, um anzuhalten, und schwang eine mächtige Tatze gegen seinen kleinen Gegner. Carcajou duckte sich und packte zu. Die kalte dünne Luft wurde von wildem Heulen und Kreischen zerrissen. Mister Jim geriet arg in die Klemme bei seinen Versuchen, den reißenden fauchenden Skunksbären zu fassen.

In das Kampfgewühl hinein konnte Zwei-Grau-Hügel keinen Schuß wagen. Er wußte, daß kein Bär mit einem Vielfraß fertig werden konnte, wenn er nicht ganz besonderes Glück hatte. Es

konnte sein, daß Carcajou, der zehnmal die Kraft von jedem anderen Tier seiner Größe hatte, seinen dicken Gefährten ernsthaft verwundete und außer Gefecht setzte. Darum sprang Zwei-Grau-Hügel vorwärts, den Gewehrkolben wie eine Keule schwingend.

Obgleich Carcajou keine Furcht kannte und nie überlegte, wie es ihm in irgendeinem Kampfe ergehen könnte, war er doch immer klug und nie bar seiner Schlauheit. Er sah den Jäger herankommen und wußte, daß Zwei-Grau-Hügel die einzige Macht bedeutete, die er nicht besiegen konnte. Mit einem schlitzenden Schnapp seiner Fänge und einem mächtigen Schwung befreite er sich aus den ungefügen Armen, die ihn zu zerquetschen suchten. Zurückspringend wirbelte er herum und schoß in Deckung. Zwei-Grau-Hügel feuerte, aber seine Kugeln flogen weit hinaus in die Dämmerung.

Mister Jim beleckte sich und brummte böse. Er war bereit, den Kampf zu beenden, und bedauerte wirklich, daß sein Feind geflohen war. Er gehorchte jedoch seinem Herrn und trottete hinter ihm her.

„Ich bin froh, daß du nicht redest, Dicker. Du könntest sonst Rotreiher erzählen, daß wir versucht haben, Carcajou zu töten." Zwei-Grau-Hügel sprach leise, doch war ein harter Unterton in seiner Stimme. Jetzt, wo er angefangen hatte, wollte er seinen Quäler endgültig beseitigen.

Im Blockhaus fanden sie Rotreiher, der einen Topf Schmorfleisch umrührte. Der alte Jäger drehte sich nicht herum, um irgendwelche Fragen zu stellen, und sah auch nicht nach, was sie an Pelzen mitgebracht hatten.

Rotreiher hatte es nicht nötig, in der Arbeit innezuhalten, um zu wissen, was geschehen war. Als er mit dem Gericht fertig war, tauchte er zwei Finger in eine Dose Fett und rieb es auf die Wunden an Mister Jims Bauch und Vordertatzen.

„Du wolltest Carcajou trotzen!" sagte er kurz.

Zwei-Grau-Hügel setzte sich schweigend zum Abendessen hin. Mister Jim machte genug Lärm bei seinem Mahl, daß es für zwei schweigende Männer ausreichte. Er schluckte und schmatzte und leckte, bis beide lächelten. Das brach das Schweigen. Rotreiher sprach zuerst.

„Wir sollten fort", meinte er kurz, als er eine glimmende Kohle aus dem Feuer langte, um seine Pfeife anzuzünden.

Zwei-Grau-Hügel schüttelte den Kopf. „Carcajou würde folgen." Er spießte mit seinem Jagdmesser ein neues Stück Wildfleisch auf und kaute es, ohne es zu zerschneiden. „Ich werde nicht fortgehen. Mister Jim und ich werden gewinnen."

Rotreiher schüttelte den Kopf. „Und Mond-am-Wasser und Kleiner Hirsch?"

„Mein Bruder Weißer Elch wird Pelze haben. Es wird dies Jahr am Stillen Bach keinen Carcajou geben. Er hat gesagt, ich könnte einige haben, wenn ich sie brauche." Zwei-Grau-Hügel sprach nicht mit der großen Sicherheit, wie er gewollt hätte. Weißer Elch würde die Pelze geben, wenn er sie hatte, aber der Bruder würde seine Beute brauchen, um davon zu leben, genau so wie Zwei-Grau-Hügel sie brauchte.

„Das wird ein schlechter Winter. Ich habe den Biber und die Wasserratte beobachtet. Ihre Bauten sind zweimal so groß und die Gänge zweimal so tief als sonst. Es wird später kein Fallenstellen mehr geben. Ich habe Hungersnot in den Wäldern gesehen, wo alles Fallenstellen aufhörte." Rotreiher klopfte die Pfeife aus und legte sie hin.

„Wir haben noch viel Zeit", beharrte Zwei-Grau-Hügel eigensinnig.

„Du kennst die Zeit auf dem Papier? Hast du gefragt, wie lange?" fragte Rotreiher plötzlich.

Zwei-Grau-Hügel zuckte leicht zusammen. Er hatte angenommen, daß Rotreiher fest geschlafen habe an dem Abend, als er das Versprechen unterzeichnete, das Mister Jim als Pfand gab. „Ich habe nicht gefragt", sagte er einfach. „Ich denke bis zum Frühjahr, wenn wir mit den Pelzen herunterkommen."

„Aber du weißt es nicht." Rotreiher legte seine Decke für die Nacht zurecht. „Weiße Händler schlecht für Indianer, schlecht für die Jagd, schlechter Zauber." Er rollte sich ein und wandte sich zur Wand.

Noch geraume Zeit saß Zwei-Grau-Hügel und starrte ins Feuer. Er wußte, der Statthalter in der Niederlassung an der Furt würde ihn zwingen, das schriftliche Versprechen, das er unterzeichnet hatte, zu halten, selbst wenn er ihm sagte, daß er nicht gefragt hatte, wie lange Zeit er habe, die hundert Pelze zu beschaffen.

Das Verhängnis des Gablers

Seit zehn Wintern hatte das Unaweep nicht derartige Schneemassen und solche Kälte gesehen. Stürme brausten aus dem Norden hernieder und häuften große Schneeschanzen im Walde auf. Die Bergkuppen waren auf ihren dem Wind abgewandten Seiten mit weißen Wällen dick zusammengeballten Schnees beladen. Große Lawinen gingen nieder, wie es seit Jahren nicht geschehen war. Ihre herabsausenden, brodelnden Massen wogten die Cañons hinunter oder brachen steil ins Tal ab, entwurzelten Baumstämme und rissen Felsenbrocken aus ihren uralten Betten.

Carcajou stand auf einer kahlen Bergspitze und ließ sich von dem beißenden Wind feine Eisnadeln in die Zähne wehen. Selbst der Kampfruf der Elemente störte ihn nicht, aber die Drohung einer herannahenden bleichen Hungersnot ließ seine kleinen Augen glitzern. Mit zurückgezogenen Lippen fletschte er die Zähne. Geringere Bewohner des Hochlandes mochten zittern und in ihren Verstecken verhungern, aber der Herrscher würde dem Sturm trotzen und auf die Jagd gehen.

Er war erst kürzlich mit seinem tödlichsten Feinde, dem Menschen, zusammengetroffen und war ihm entkommen. Sein Pelz sträubte sich noch, wenn er an den riesenhaften Bären dachte, der es gewagt hatte, sich mit ihm in ein Handgemenge einzulassen. Seine Augen glühten rot auf, und er kehrte sich geradenwegs zu dem treibenden Sturm.

Er war noch nicht fertig mit dem Marderwechsel, wo Zwei-Grau-Hügel seine Fallen aufstellte; auch hatte er noch nicht das letzte Wort mit dem großen Bären gesprochen, der sich wie ein Hund einem Menschenhirn fügte.

Schwerfällig trottete er auf einem langen Berggrat dahin. Seine kleinen Augen lugten scharf in jeden vom Schnee heruntergedrückten Busch, und er witterte oft gegen den schneidenden Wind. Die Nacht war gerade erst angebrochen. Er hatte viel zu tun. In einem gleichmäßigen Trott folgte er dem Grat bis tief in den Unaweep Cañon hinein. Hier kletterte er einen steilen Hügel hinauf und begann dann einen sich windenden Marsch, um die Fallen seines Feindes zu besuchen.

Die erste Todesfalle, zu der er kam, war leer. Carcajou schnüffelte rundherum und näherte sich endlich bis auf eine Fußweite dem kleinen Einlaß, der zu dem Viererabzug führte. Ein Fischkopf war auf den scharfen Schnappstock aufgespießt. Carcajou ließ sich ja nun nicht in einer Todesfalle fangen, die gerade so gebaut war wie die Falle, in die er vor ein paar Wochen gegangen war. Er langte durch die grünen Espenstangen und versuchte, den Köder zu packen. Seine Krallen konnten ihn gerade berühren und bewegten den Abzug ein wenig. Er langte wieder hinein, diesmal etwas tiefer. Der Abzug schwang frei, und als er aus seinem Platz rutschte, sprang Carcajou zurück. Der große Stamm über der Falle krachte ins Leere herunter.

Carcajou besah sich die Trümmer der Falle mit zornigem Geknurr. Er sprang auf den Stamm und lief darauf hin und her. Er wollte den Fischköder haben, aber der war unter den Schlag geraten. Ihn unter dem Stamm hervorzugraben, erwies sich als zu mühselig. Mit einem Wutgeheul riß er ein Stück Rinde von dem dicken Stamm und fetzte es in schmale Streifen. Dann ging er ein paar

Schritte rückwärts, besah sich über eine Minute lang die Falle und schaukelte weiter im Paßgang den Cañon entlang.

Die zweite Falle war eine Kastenfalle wie die, in der er gefangen worden war. Sie war zugeschnappt, und drinnen kauerte ein verängstigter Luchs. Die scharfen Spitzen seiner Ohren waren glatt gegen den wulstigen Nacken gedrückt, und seine starken Tatzen, die das Größte am Luchs sind, hatte er gegen die Pfähle gespreizt. Der große Kerl hatte sich eine halbe Stunde lang in wildem Kampf recht tüchtig gezeigt, doch war er außerstande gewesen, die frischen Stangen, die ihn hielten, zu lockern. Jetzt lag er still da und wartete, wie alle gefangenen wilden Wesen, auf sein Schicksal.

Erst witterte Carcajou den Luchs, dann sah er ihn. Er vergeudete keine Zeit damit, lange die Sachlage zu überschauen, sondern warf sich sofort dem Gefangenen entgegen. Sein zäher Körper schlug mit einem dumpfen Bums gegen die frischen Pfähle. Die gefangene Katze zog sich an die hinterste Wand zurück und schlug mit weitausgereckten Krallen zu, die tief in die Espenstäbe einschnitten, die die beiden trennten. Die Luft schwang vom Kreischen und Fauchen, aber keiner der Kämpfer konnte den andern erreichen. Der Luchs hätte sich gern in die Sicherheit eines Astes hoch über dem Boden geflüchtet, aber er konnte es nicht. Und gerade diese Tatsache, daß er nicht davonrannte, machte Carcajou rasend, und er erneute seinen Angriff, um wieder von den starken Pfählen zurückgeworfen zu werden.

Etwa eine halbe Stunde lang dauerte diese tobende Belagerung. Die gefangene Katze focht wider Carcajou, und Carcajou versuchte sein Bestes, in die Falle zu gelangen. Schließlich wirbelte er herum und lief davon. Zwanzig Fuß von der Falle entfernt machte er halt und setzte sich. Seine Schlauheit fing an, seine ungestüme Wut zu

beschwichtigen. Es war klar zu sehen, es gab keine Möglichkeit, in die Falle zu gelangen. Nachdem er noch weitere fünf Minuten dagesessen hatte, rutschte er von dem Schneewall, auf dem er saß, herunter und watschelte weiter den Cañon entlang. Zwei-Grau-Hügel konnte seiner Rechnung einen neuen Pelz hinzufügen.

Carcajou war sich bewußt, daß sein Feind ihm einen Punkt voraus war. Bei der nächsten Falle bezahlte ein toter Marder für den Mißerfolg, den der Vielfraß soeben gehabt hatte. Der schöne schwarze Pelz wurde zerfetzt, bis seine gelbe Zeichnung ganz rot gefärbt war. Die Fallenstäbe wurden herausgerissen, denn dies war eine kleinere Anlage, und die Pfähle, zwischen denen der Schlag herunterfauste, waren leicht. Diese Stäbe wurden die Hügelseite entlang getragen und vergraben. Carcajou knurrte sie an und zerkratzte sie, denn sie rochen nach Bär. Sie waren ein Teil der Last gewesen, die Mister Jim auf seinem Rücken getragen hatte.

Carcajou fraß den Marder nicht. Er hatte keine Lust, einen Schmaus an dem zähen und übelriechenden Vieh zu halten. Er wünschte sich eine wohlschmeckendere Speise.

Drei weitere Fallen wurden beraubt oder ausgelöst; dann wurde Carcajous Aufmerksamkeit auf ein anderes Wild gelenkt. In einer Lichtung traf er auf den richtigen Wind und witterte Rotwild. Es war ein Bock, das merkte er. Nur ein alter erfahrener Jäger, der das Leben der Wildnis kannte, hätte sich einen Gedanken darüber gemacht, wenn ein Rotwildbock von einem dreißig Pfund schweren Vernichter gewittert wurde. Zweihundert Pfund prächtiger Kraft konnten doch nicht von einem einsamen Carcajou gefährdet werden — das hätte ein logischer Schluß sein sollen.

Carcajou aber nahm die Witterung auf und trottete ihr eifrig entgegen. Er arbeitete sich durch den weichen Schnee und schlidderte

über die harttüberkrusteten Schanzen. Seiner Annäherung fehlten alle feineren Anschleichmanöver. Er wechselte nicht von einem Tannenschatten zum andern, um darin zu verschwinden. Er hielt nicht gespannt und geduckt an, um über die Prärie zu schauen. An irgendwelche Merkzeichen, Deckung oder sogar die Stellung seines Feindes dachte er nicht im geringsten. Er begab sich geradenwegs dahin, wo ihm seine Nase den Bock verriet.

Als er am Rande einer Wiese herausbrach, erblickte er im kalten Sternenlicht, das dem Sturm gefolgt war, einen Gabler. Der Bock stand in der Umfriedung eines Weidendickichts und hatte den Schnee niedergetrampelt und weggescharrt, um an die jungen Weidenschößlinge und das ausgetrocknete Gras des letzten Sommers zu kommen. Carcajou stürzte über das vom Wind durchwehte Grasland. Während er lief, brummte und knurrte er wild. In seiner Art anzugreifen, war er der Typ eines riesenhaften Wiesels, ohne Furcht und besessen zu töten.

Der Bock warf den Kopf zurück und schnaubte. Dann fuhr er herum, das Geweih senkend. Carcajou war inzwischen ganz dicht herangesprungen und sprang stracks auf diese hin und her fegenden beinernen Messer los. Der junge Bock machte einen Satz seitwärts in den tiefen Schnee. Wie jedes andere wilde Geschöpf, vermochte er dem Angriff des Wulverin nicht standzuhalten. Sein Sprung brachte einen weiten Raum zwischen ihn und Carcajou. Mit einem gellen Schrei griff der Vielfraß wieder an. Der junge Bock vergaß seinen glattgestampften Hof und floh den Abhang hinauf. Carcajou stürzte ihm in schwerfälligem Galopp nach. Der Gabler aber verschwand über die Kuppe und ließ ihn weit zurück.

Carcajou setzte sich nun nicht etwa kummervoll hin, um mit sich wegen der ungeschickten Art seines Angriffs zu hadern. Er folgte

vielmehr der Fährte, die der Bock gemacht hatte, und eilte mit ruckartigem, aber gleichmäßigem Trott dahin. Seine kleinen Augen glühten rot auf. Der weiße Streifen Pelz auf seinem Rücken hob und senkte sich, als seine stählernen Beinmuskeln ihn weitertrugen. Nach etwa achthundert Meter den Kamm entlang traf er den Bock wieder. Das junge Tier hatte in einem Espenwäldchen Zuflucht gesucht. Mit schnaubender Wut stürzte Carcajou auf ihn los.

Der Gabler entfloh von neuem und ließ nach einem halben Dutzend kräftiger Sprünge seinen Verfolger hinter sich. Seine glänzenden und messerscharfen Hufe hoben sich über die Schneebänke und schnitten tief in sie ein, wenn er aufbäumend weiterstürmte.

Wieder machte sich Carcajou mit dem gleichen sonderbaren Trott auf den Pfad. Er sah ungeschickt und plump aus, aber er kam unermüdlich und stetig voran. Die Nacht war jetzt ganz klar geworden, Himmel und Schnee strahlten in kristallischem Glanz.

Diesmal rannte der Bock weit fort. Er hielt nicht eher an, als bis der Wind seinen Lauf hemmte. Das tiefe Einatmen der bitterkalten Luft brannte wie Feuer in seinen Lungen, und er mußte halten. Er hatte jeden Gedanken völlig aufgegeben, wieder zu seinem glattgetretenen Fleck mit der bequemen Äsung zurückzukehren, statt dessen fing eine unbestimmte Angst an, sich seiner zu bemächtigen. Es war zunächst nur ein Schatten der Furcht, aber er war da.

Carcajou holte den Bock erst spät in der Morgenstunde wieder richtig ein. Er war unverdrossen der Spur gefolgt und hatte nie angehalten, obgleich der Verfolger ihm oft meilenweit voraus war. Das beunruhigte ihn nicht weiter, denn seine Jagdgründe erstreckten sich schon unter gewöhnlichen Umständen bis zu hundert Kilometer. Dies hier war aber eine ganz besondere Jagd.

Der Gabler hatte sich neben einer Tanne ein Lager gemacht.

Er hatte einen Platz freigescharrt und Moos darunter gefunden, das in seiner gefrorenen Knusprigkeit sehr saftig war. Er käute und döste mit gesenktem Kopfe. Seine kräftigen Beine hatten sich ganz erholt, und er ruhte friedlich. Er war auf der Hut, aber die Angst vor Carcajou war verschwunden wie ein schwarzer Schatten, der über den Herbstmond gleitet.

Mit einem blutdürstigen Schrei fiel Carcajou aus der frostigen Stille über ihn her. Der Bock sprang auf die Füße und den Abhang hinab. Ohne es zu wollen, kehrte er in einer Schleife zu seiner eigenen Fährte zurück. Hinter ihm heulte Carcajou auf und setzte ihm nach. Der Bock stürzte fort und ließ seinen kleinen Gegner hinterherzotteln. Carcajou knurrte und fauchte weiter vor sich hin, als er die Spur wieder aufnahm. Wieder setzte er zu seinem gleichmäßigen Trott an. Manchmal mußte er sich durch eingebrochene Schneebänke hindurchzappeln, aber er blieb zähe dabei wie ein grimmes Gespenst im schwarzen Rock.

Der Gabler stürmte mit zurückgelegtem Geweih und weit aufgeblähten Nüstern den Hang hinunter. Furcht packte ihn und trieb ihn vorwärts. Er begann zu ahnen, daß er dem unheimlichen fauchenden Dämon hinter sich nicht entgehen könne. Der dämmernde Morgen traf ihn jenseits der Schroffen des Unaweep. Er schnaufte schwer und stampfte durch die Schneewälle, ohne sich so weit hochzuschnellen, um seine Vorderläufe vom Schnee freizubekommen. Zweimal stolperte er, stand wieder auf und starrte hinter sich. Er sah nichts, aber er wurde den Eindruck des schwarzen Schattens, der beharrlich hinter ihm herzottelte, nicht los. Endlich sank er hin, weil er ausruhen mußte.

Die Sonne stieg herauf und sah ihn noch daliegen. Ihre kalten Strahlen erwärmten ihn nicht. Mit steifer Bewegung stand er auf

und schluckte ein Maulvoll Schnee hinunter. Seine Augen suchten die Fährte hinter ihm ab. Kein Verfolger war zu sehen. Langsam drehte er den Kopf, arbeitete sich dann abwärts zu einem Weidengebüsch, das das Vorhandensein eines Bergflüßchens verriet. Tiefe Rinnen in den Schnee schneidend, fing er an, ein reichliches Frühstück zu verzehren. Er riß die jungen Weidenzweige ab und zermahlte sie mit Genuß. Er gönnte sich eine üppige Äsung, nahm aber den Blick nicht von der Fährte.

Carcajou erschien jetzt oben auf dem Grat, der ins Unaweep hinunterssah. Er hielt nur einen Augenblick an, um das gleißende weiße Bild unter sich zu überschauen. Dann drehte er sich herum und trottete weiter mit demselben gleichmäßigen Schritt, den er die ganze Nacht eingehalten hatte. Die Spur, der er folgte, war an einigen Stellen so zugeweht, daß die großen Löcher beinahe wieder voll Schnee waren. Aber das störte Carcajou nicht. Für einen Puma wäre die Fährte kalt gewesen und hätte kein Interesse mehr erregt; für Carcajou bedeutete sie aber, daß er noch weiter jagte und seine Beute nicht verloren war.

Ein erschrecktes Schneeschuhkarnickel schoß schneeaufwirbelnd unter einem kleinen gewölbten Schirmdach von Wildrosenzweigen hervor. Der dicke Kerl stolperte in eines der Löcher, die die Hufe des Bocks geschlagen hatten, und Carcajou fiel beinahe auf ihn drauf. Aber es gab nur ein Fauchen und einen derben Hieb, schon sprang der Jäger weiter und ließ ein betäubtes Wapuuse zurück, das sich wunderte, wieso es dem Tod durch die Fänge des Vernichters entgangen sei. Carcajou gab sich jetzt nicht mit Kleinwild ab; er war auf großer Jagd.

An einer öden Wasserscheide trottete er herunter. Seine kleinen Augen glühten noch, und seine stählernen Muskeln trieben ihn mit

ſtetigem Schritt weiter. Er kannte keine Ermüdung und Eile. Er ſtampfte daher und krabbelte aus Löchern hoch, wo der Bock geſtürzt war und tiefe Höhlen im harten Schnee zurückgelaſſen hatte.

Die Sonne ſtieg höher in kaltem Gleißen, bläulicher Dunſt hing wie ein froſtiger Vorhang über den Bergſpitzen. Die Temperatur ſtieg von 40° auf 25° unter Null. Die Eſpen hörten auf zu knirſchen und zu knacken, als er wieder in bewaldete Gegenden kam.

Kurz vor Mittag kam Carcajou an das Weidengebüſch oberhalb der zugefrorenen Quelle. Der Gabler döſte mit vollem Bauch und fing gerade an, ſeine Beine bequem von ſich zu ſtrecken. Carcajou griff an wie der böſe Feind. Er zeigte keine Spur von Ermüdung. Sein dritter Angriff war viel bösartiger als der erſte. Der junge Bock entwiſchte nur eben den ſchlagenden Krallen und reißenden Zähnen, als er wild durch die Weiden brach. Diesmal floh er ziellos den Berg hinunter. Er warf die Vorderläufe hoch aus dem Schnee heraus und ſchnellte ſeinen ſchlanken Körper mit den kräftigen Hinterſchenkeln nach. Wilde Panik hatte ihn gepackt; ſeine Nüſtern pfiffen, als er große Züge Luft einſog.

Carcajou kam ſtetig voran. Er verſuchte gar nicht, den Bock zu überholen. Das wäre zwecklos geweſen. Aber er nahm die Fährte wieder auf und behielt ſeinen gleichmäßigen Trott bei. Mit überraſchender Schnelligkeit trugen ihn ſeine Beine dahin, ſo kurz ſie auch waren.

Der Bock ſtürmte geradeaus vorwärts, bis eine hochaufragende granitene Bergwand ihn zu einer Wendung zwang. Hier beſchrieb er einen weiten Kreis, doch konnte er nicht mehr ſo rennen wie in der Nacht. Er hatte zwar ſeitdem zweimal geruht und gut geäſt, aber er wurde immer ſchwächer. In ſeinem Hirn war ein toller Wirbel von Furcht. Immer wieder drehte er den Kopf ſchnaubend zurück,

als erwarte er einen Angriff. Sein Kreis war weit gezogen, brachte ihn aber zu dem Bergkamm über dem Unaweep zurück. Hier hielt er an, wandte sich aber nicht nach unten. Statt dessen ging er im Schritt weiter.

Carcajou fing an, die Fährte zu beobachten. Ein paarmal raunzte er gierig und beschleunigte seine Schritte. Er war in voller Frische und Kraft, und in seinem Gang verriet sich jetzt ein gewisser Eifer. Lange vor Sonnenuntergang holte er den Bock wieder ein. Der Gabler hatte sich diesmal nicht ausgeruht, sondern war auf krummem Pfad immer weitergewandert. Eine halbe Stunde hatte er neben einer Tanne angehalten und die Fährte hinter sich beobachtet, dann war er ganz um ein Espengehölz herumgegangen und mitten durch dasselbe hindurchgestürmt.

Der Vernichter traf ihn, wie er schrill schnaubend mit dem Geweih gegen einen alten Baumstumpf schlug. Der Angriff geschah wieder in einem Wutanfall von Fauchen und Reißen. Diesmal stieß der Bock wild gegen Carcajou vor. Der Vernichter sprang zur Seite und ließ zwei rote Risse quer über den Flanken des großen Gesellen zurück. Der Bock wendete sich nicht wieder um. Er stürmte davon ins Unaweep hinab, ohne zu sehen oder zu wissen, wohin er rannte. Carcajou folgte, so geschwind er konnte, doch wurde er rasch zurückgelassen und trottete wieder hartnäckig einer schnell erkaltenden Fährte nach. Trotzdem war kein Gefühl der Entmutigung im bösen Herzen des Vernichters. Er kannte keine Niederlage, ebensowenig wie er wußte, was Furcht war. Denn die Natur hatte ihn mit einer Kraft und Ausdauer begabt, die hundertmal größer war, als seinem Gewicht zustand.

Unten im Unaweep zog der Bock nun kürzere Kreise. Schnaubend, mit verstörten Augen, pflügte er hin und her, sein Kopf schwang

gerade über der Schneefläche. Ein dunkles Gespenst trieb ihn weiter, ein plumpes Gespenst, das sich durch die Schneewehen bohrte und sich watschelnd über die vom Wind freigefegten Stellen dahinbewegte. Der Gabler war jetzt vor Entsetzen völlig irrsinnig geworden und hatte jegliche Schlauheit eingebüßt. Er vergeudete Kraft und Überlegung. Zwar hätte er genug Zeit gehabt, sich hinzulegen und Kräfte zu sammeln, aber er wagte es nicht.

Carcajou beschleunigte seinen Schritt, als er im früh beginnenden Sternenlicht gewahrte, daß der Bock sich jetzt jenem Zeitpunkt der Jagd näherte, wo die Gelegenheit zum Nahkampf gegeben war. Der Gabler torkelte und sprang wie toll umher. Als er schließlich über eine junge Tanne hinweg in den Schnee stürzte, war Carcajou wie ein schwarzer Unhold über ihm. Der Vernichter klammerte sich an den Nacken des Bocks und riß wütend daran. Es gab keinen edlen Kampf. Der König des Tales war seiner eigenen Furcht erlegen und starb einen schmachvollen Tod, dem aller Ruhm fehlte.

Der Vernichter schlang sich voll Fleisch. Er fraß ausgesucht gute Bissen, dann schlief er neben dem Kadaver ein. Als die Sonne ihn weckte, rieb er sich die schwachen Augen und setzte sich auf. Dann kehrte er zu seinem Festmahl zurück und fraß sich bis obenan voll. Drei Tage lang fraß und schlief er und dachte nicht an die Rache, die er der Marderstrecke Zwei-Grau-Hügels geschworen hatte.

Am vierten Tage häufte er Schnee über den gefrorenen Rest der Beute und spritzte Moschus über alle Teile. Dann versah er auch noch den Schnee über dem Aas mit Gestank. Nachdem dies erledigt war, begab er sich ins Unaweep herunter, die Marderstrecke und seine Rache waren ihm eingefallen. Zu seiner Beute hier würde er nicht wieder zurückkehren, er konnte sie auch gar nicht wiederfinden, selbst wenn grimme Not ihn trieb. Aber das war eben so seine Art, seine

Speisekammer zu kennzeichnen. Wilde Füchse würden danach graben, und wenn sie hinreichend verhungert waren, würden sie das Fleisch trotz des Gestanks auffressen; aber kein anderes Raubtier würde sich darum kümmern.

Die Sterne schienen wieder, als Carcajou den Cañon entlang trottete, auf Zerstörung und Rache bedacht. Er war noch schwerfällig vom Überfressen und bewegte sich sehr gemächlich. Da waren Kaninchenbauten im Busch, die untersucht werden mußten an der Stelle, wo sie im Schutz des Schnees, der durch das dichte Buschwerk getragen wurde, miteinander verbunden waren. Wenn ein Wollschwanz aufgestöbert war, gab sich der Vernichter damit zufrieden, den scheuen kleinen Kerl in Angst zu versetzen. Auf weitere Jagd verzichtete er.

Die erste Falle, die Carcajou traf, war ganz verschieden von allen, die er je gesehen hatte. Ein abgehäutetes Kaninchen lag auf einem verfaulten Stamm. Das war sichtlich ein Köder. Über dem Fleisch starrte eine kurze Gewehrmündung aus einer Gruppe dichten Buschbusches heraus. Auf jeder Seite war eine natürliche Schranke, ein großer Tannenstamm und eine Sandsteinwand. Man mußte an den Köder von vorn heran, wenn nicht ein hungriger Besucher sich hinten durch den dicken Busch quetschen wollte. Eine Schnur lief von dem Fleisch zum Busch zurück.

Carcajou besah sich die Falle sorgfältig. Sie sah nicht gefährlich aus. Die Stahlröhre, die aus dem Busch kam, war der gefährliche Teil, das war klar. Doch er konnte den Köder erwischen, ohne näher als drei Fuß an die Stahlröhre heranzukommen. Es sah so aus, als hätte der Jäger einen Fehler begangen, als er seine Stahlfalle so weit zurücksetzte.

Was der Vernichter nicht wußte, war, daß eine doppelte Aufschüttung Pulver hinter einer schweren Ladung Metallstücke festgedrückt

war und daß die Schnur zu einem gespannten Hahn lief. Es war eine Falle, die eindeutig Zwei-Grau-Hügels Entschluß enthüllte, seinen Quäler zu beseitigen. Der hagere Indianer verwendete niemals eine Schußfalle, wenn er nicht durch Verzweiflung dazu getrieben wurde.

Die Falle war mehrere Tage alt. Rauhreif und feiner Schnee hatten Köder und Gewehrlauf bedeckt. Carcajou war unentschlossen, was er da jetzt tun sollte. Dies war etwas Neues, was größte Schlauheit erforderte. Schließlich, nachdem er sich hingesetzt und die Anlage etwa zehn Minuten lang betrachtet hatte, entschloß er sich, heranzugehen und das Fleisch aus dem faulen Stamm herauszureißen. Er konnte es wegschnappen, ehe die Stahlstange im Gebüsch ihn treffen konnte. Mit dieser Absicht bewegte er sich vorsichtig vorwärts, bereit, das gefrorene Kaninchen aus seiner Grube zu reißen.

Er brauchte den Köder nicht zum Fressen, aber er war entschlossen, jede Falle, die Zwei-Grau-Hügel machte, zu zerstören. Er beugte sich gierig vor, die eine kräftige Vordertatze zu blitzschnellem Streich erhoben. Die tödliche Mündung des Gewehrs starrte schwarz auf ihn herunter.

Die Schuß-Falle

Zwei-Grau-Hügel hatte derweil nicht gewußt, daß Carcajou auf eigene Jagd gegangen war, um einen Bock zu verfolgen. Doch als er und Mister Jim vier Pelze unzerstört am oberen Ende der Marderstrecke fanden, fing der Jäger an, sich zu wundern. Er hatte eine Falle mitgebracht, mit der er kurz entschlossen den mörderischen Freibeuter erledigen wollte. Zu diesem Zweck hatte er eine alte Vorderladerflinte zurechtgemacht und sie so vollgeladen, wie sie es vertrug. Zusammen mit einem Stück Schnur und einem frisch getöteten Kaninchen war seine Falle vollständig.

Den ganzen Weg bis zum anderen Ende der Marderstrecke dachte er nach. Schließlich kam er zu der Ansicht, daß sich Carcajou einfach einen kleinen Urlaub genommen hatte. Er würde bestimmt zurückkommen. Grimmig sah sich der Jäger nach einer Stelle um, seine Falle aufzustellen.

Nach einem Marsch von einer halben Stunde das Unaweep entlang fand er einen wundervollen Platz oberhalb seiner Pelzfallen. Da stand eine große Tanne neben einem breiten Block aus Sandstein. Dahinter war dichtes Buschwerk. Mister Jim setzte sich hin und sah dem Anbringen der Todesfalle mit großer Anteilnahme zu.

Zwei-Grau-Hügel klemmte ein Stück verfaulten Baumstamm genau zwischen die Tanne und den Felsblock. Dann band er den alten Vorderlader an einen starken Busch und machte den Schaft fest.

Der Lauf des Gewehrs war auf den Köder gerichtet. Die Bleistücke, die glatt über das Pulver festgedrückt waren, würden alles im Umkreis von zwanzig Fuß durchlöchern. Die beste Sache an der Falle war, daß jedes Tier, ob es sich nun näherte oder zurückwich, auf dem Todespfad war. Eine Schnur wurde am Köder angebunden und straff gezogen. Die Schnur lief hinten um einen glatten Ast herum nach dem Hahn der Flinte.

Zwei-Grau-Hügel war restlos zufrieden mit der fertigen Sache. Er hatte noch nie eine bessere Schußfalle gebaut.

In zunehmendem Zwielicht stiegen sie nun in den Cañon hinab. Mister Jim machte ein großes Theater, als sähe er sich nach Carcajou um. Er quetschte sich in Dickichte, raste durch jede Tannengruppe und warf dabei große Wolken losen Schnees hoch. Es war Abend gewesen, als er Carcajou das vorige Mal getroffen hatte, und es war also verständigerweise zu erwarten, daß er dem Räuber wieder in der Dämmerung begegnen müsse. Hier war die Grenze von Mister Jims Logik.

Nach jedem Ausfall kam der dicke Kerl prustend zu Zwei-Grau-Hügels Fersen zurück, um mächtig zu brummen, als wolle er sagen: „Er macht sich wahrhaftig rar. Der muß wissen, daß ich ihn suche."

Zwei-Grau-Hügel, der tief in Gedanken versunken war, gab nicht recht acht. Er wußte, daß sie Carcajou heute abend nicht treffen würden. Die vier ungeplünderten Fallen waren ein Beweis, daß der Vernichter fort war, wenigstens für kurze Zeit.

Der Jäger hatte seine eigenen schweren Gedanken, die ihm zu schaffen machten. Er war unruhig wegen der Schußfalle. Falls er Carcajou tötete, würde er dann Unglück haben? Wenn Rotreiher herausfand, wer die Falle gemacht hatte, würde er seine paar bescheidenen Habseligkeiten zusammenpacken und ihn verlassen. Denn

der alte Jäger glaubte fest an die alten Überlieferungen des roten Mannes. Er hatte kein Ohr für die Lehren der Weißen. Zwei-Grau-Hügel aber war entschlossen, diesmal dem Glauben des weißen Mannes zu trauen. Falls er Carcajou tötete und ihn dann Mißgeschick verfolgte und zugrunde richtete, würde er sich kaum schlechter stellen, als wenn er den räuberischen Banditen leben ließ; auf beide Arten mußte er verlieren. Es war aber doch möglich, daß der weiße Mann recht hatte, wenn er über die Geschichte von dem Teufel unter dem zottigen Pelz des Wulverin lachte.

Auf jeden Fall würde er Rotreiher alles verschweigen. Es war ein Glück, daß Mister Jim nicht reden konnte. Falls es ihm gelang, den Störenfried zu töten, würde er ihn begraben und die Sache vergessen.

Beim Blockhaus angekommen, fand er Rotreiher draußen in der Lichtung beim Holzzerkleinern. Der alte Jäger trieb seine Axt tief in einen knorrigen Fichtenstamm und ächzte. „Großer Sturm kommt", sagte er, als er die scharfe Schneide aus dem harzigen Holz zog.

Mister Jim schnüffelte an der Hüttentür, dann sah er schwermütig zu dem dünnen neuen Mond auf. Er fürchtete, Rotreiher habe vergessen, das Abendessen zu kochen.

„Sturm kommt nicht vor morgen, aber dauert lange, und Holz kann zugedeckt sein." Rotreiher schulterte seine Axt und machte sich daran, einen der Stämme, die er zerhauen hatte, hereinzuzerren.

Zwei-Grau-Hügel prüfte den Horizont und sah scharf zu dem Mond auf. „Sturm sehr bald", nickte er. „Wir brauchen die Klötze wohl schon morgen." Mit dieser Bemerkung warf er seine Last unabgezogener Marder auf den Türstein und begann beim Holztragen zu helfen.

Als sie fertig waren, reichte der Haufen an der Nordwand der

Hütte bis zur Decke. Rotreiher rieb sich zufrieden die Hände. „Sturm mag kommen. Feuer bleibt heiß." Dann fing er an, sich mit dem Abendbrot zu beschäftigen.

Zwei-Grau-Hügel machte sich daran, die Marder abzustreifen, während Mister Jim in seiner Ecke saß und auf den dampfenden Topf am Feuer aufpaßte. Seine Schnauze war offen, und alle paar Minuten leckte er sich erwartungsvoll die Lefzen.

Das Abendessen war bereit, ehe Zwei-Grau-Hügel mit dem Abziehen der Felle fertig war. Rotreiher kam näher und sah auf den jungen Jäger herunter. „Carcajou nimmt nicht viele?" fragte er langsam.

„Vier Fallen waren unberührt." Zwei-Grau-Hügel zog den letzten Pelz über den Spanner.

Rotreiher sagte weiter nichts, sondern beschäftigte sich mit dem großen Kochtopf. Mister Jim bekam zuerst. Sein großer Napf wurde mit Bohnen, Wildbret und einer großen Scheibe gedörrten Lachses gefüllt. Über das Ganze bekam er den üblichen Guß Sirup aus dem Krug. Zwei-Grau-Hügel aß langsam und schweigend und hörte nicht eher auf, als bis er die letzte Bohne mit seinem Jagdmesser herausgeschaufelt und hinuntergekaut hatte. Noch einen tüchtigen Schluck heißen Tees — und er war bereit für die Pfeife. Rotreiher verschmähte den Tee des weißen Mannes und trank heißgemachtes Schneewasser.

Auch Rotreiher zog die Pfeife hervor. Sie trieb Blasen und zischte, als er daran sog. Endlich fing er an zu sprechen, so, als rede er zum Feuer. „Es ist gut, daß wir nichts mit dem Carcajou zu tun hatten. Er ist weg. Morgen wird es keine zerstörten Fallen geben, und alle Marder werden in den Fallen sein. Ja, so wird es sein."

Zwei-Grau-Hügel regte sich unbehaglich. „Ich denke, es wird so sein", war alles, was er sagte.

Rotreiher blieb länger auf als gewöhnlich. Er schien darauf zu warten, daß der Sturm losbreche. Seine alten Knochen verrieten ihm, daß der Treibschnee vom Tage vorher wiederkommen werde. Doch schließlich mußte er sich schlafen legen, ohne das Pfeifen eines Sturms durch die Tannenwipfel über der Hütte zu hören. Ohne noch irgend etwas zu sagen, rollte er sich für die Nacht in seine Decke.

Am nächsten Morgen war die Luft klar und kalt, und Zwei-Grau-Hügel und Mister Jim brachen auf, um die Marderstrecke wieder abzugehen. Sie wagten nicht, zwei bis drei Tage zu warten, aus Angst, Carcajou könnte zurückkehren und die Fallen zerstören.

Sie gingen sämtliche Fallen ab, und Zwei-Grau-Hügel war in gehobener Stimmung. Er nahm zwölf Marder und einen Luchs mit und freute sich mehr noch als über alles andere, die Schußfalle unberührt zu finden. Fast war er versucht, sie herunterzunehmen. Nur seine genaue Kenntnis der Gewohnheiten des Vernichters veranlaßte ihn, sie dazulassen. Falls Carcajou nicht irgendeinen sonderbaren Unfall gehabt hatte, würde er bestimmt zu seiner Räuberei zurückkehren.

Rotreiher war sehr enttäuscht, daß er sich bei seiner Wettervorhersage so geirrt hatte, doch war er sichtlich erfreut, wie gut seine Vorausssagung wegen des raubenden Carcajou eingetroffen war.

„Morgen noch mehr Pelze", sagte er, den großen Topf am Feuer energisch umrührend.

Zwei-Grau-Hügel schüttelte den Kopf. „Nicht, wenn man die Fallen jeden Tag abgeht. Das stimmt nicht."

Rotreiher kostete das heiße Gericht und nickte kräftig. „Morgen mehr Pelze", wiederholte er.

Und beinahe traf seine Vorhersage zu. Eine Schnee-Eule war schuld daran, daß es nicht genau stimmte. Der bösartige Jäger der Lüfte hatte eine Todesfalle geplündert. Es gab nur zwölf vollkommene Pelze. Das dämpfte Rotreihers gute Laune nicht. Zwei-Grau-Hügel fing nun auch an zu glauben, daß Carcajou fortgegangen wäre. Nur eine Sache beunruhigte ihn. Wegen der Dunkelheit war er nicht imstande gewesen, zu der Schußfalle heraufzugehen. Er hatte sich eingebildet, daß ihm den ganzen Weg zur Hütte zurück ein schwarzer Schatten gefolgt sei. Vielleicht war der tote Carcajou dabei, sich jetzt den ganzen übrigen Winter lang als Gespenst an seine Fersen zu heften.

Der Sturm, den Rotreiher vorhergesagt hatte, blieb gänzlich aus. Doch hielt er fest an dem Schnee, den er prophezeite, und fügte der Wut des Sturms, der sicher kommen würde, jeden Tag noch etwas hinzu.

„Schnee kommt, vier Fuß hoch, wird hohe Weiden zudecken", beharrte er. Und er spaltete weiter Holz als Vorsorge gegen den tiefen Schnee.

Sein Sturm brach eines Nachts um Mitternacht mit einer heulenden Wut los, die sogar Mister Jim weckte. Der große Bär weigerte sich, liegenzubleiben, bis Zwei-Grau-Hügel sich aus seiner Decke rollte und zu ihm sprach. Rotreiher stand auf und legte frisches Holz aufs Feuer. Triumphierend hörte er auf die draußen tosende Wut.

Von einem hervorspringenden Punkt oberhalb der Hütte trug der Wind das trotzige Geheul eines grauen Waldwolfs herunter. Der Schrei war der Höhe des Sturmgebrülls angepaßt. Das große Vieh streckte die Schnauze in den treibenden Wind, als fordere es die Elemente heraus, ihn von dem Felsen, auf dem er kauerte, herunterzufegen. Beide Jäger kannten den Sturmschrei des Wolfes und

freuten sich, einen alten Isegrim den Schneesturm herausfordern zu hören.

Tief drinnen im Unaweep stand ein grausamer Räuber auf der dem Winde abgewandten Seite eines Felsens. Neben dem Fels erhob sich eine Riesentanne. Es war Carcajou, der zum drittenmal zur Schußfalle zurückkehrte. Er hatte nicht vergessen, daß er im Begriff gewesen war, das gefrorene Kaninchen, das als Köder diente, zu stehlen, als er die Falle entdeckte. Dann hatte ihn irgendein Instinkt gewarnt, den Schlag, den er nach dem Köder tun wollte, aufzuhalten, und er war zurückgewichen und hatte lange Zeit regungslos dagesessen.

Von einem Versteck aus hatte er unaufhörlich die Falle beobachtet und hatte den Jäger mit Mister Jim kommen sehen. Dann hatte er zugesehen, wie Zwei-Grau-Hügel an dem Köder vorbeiging und die Schnur prüfte, die in den Busch führte. Das hatte Carcajou veranlaßt, der Schnur eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bei seinem nächsten Besuch war er an dem gefrorenen Kaninchen vorbeigekrochen und hatte an der Schnur herumgeschnoppert. Dann war er fortgesprungen und um den Baum herum in den Busch gedrungen.

Der scharfe und sonderbare Geruch des Gewehrs hatte ihn aber rasch ins Freie springen lassen, und er kroch nie wieder in den Busch. Das Gewehr war etwas, an das er nicht nahe herangehen mochte.

Der dritte Besuch, bei dem ihm der Sturm ins Gesicht peitschte und der feine Schnee über den großen Felsen herunterwirbelte, sollte sein letzter sein. Er fürchtete, daß die Falle zugeweht werden könne. Seine große Neugier trieb ihn, die Versuche, den Köder zu stehlen, fortzusetzen. Diese Falle nahm ihn so sehr in Bann, daß er in der Nacht vorher ganz vergessen hatte, die Marderstrecke zu plündern.

Aber heute nacht, mit dem Sturm im Rücken, hatte er jede Falle heimgesucht und so viele zerstört, wie er nur konnte. Jeder Pelz wurde zerfetzt und verdorben. Jetzt war er bereit, das Rätsel des Stahldinges und der Schnur zu lösen.

Er fletschte die Zähne und ließ vom Wind den eisigen Schauer gegen sein Zahnfleisch treiben. Langsam schob er sich an dem gefrorenen Kaninchen vorbei. Sein wulstiger Rücken strich gegen die Steinwand, als er vorsichtig in die Öffnung eindrang. Seine Nase berührte die Schnur. Mit einem Fauchlaut biß er sie glatt durch. Die beiden Enden fielen zurück. Dann saß er da und besah sich die Sachlage. Es war offensichtlich jetzt keine Verbindung mehr da zwischen dem Köder und dem übelriechenden Ding in dem Busch.

Plötzlich packte der Vernichter das Karnickel und sprang aus dem engen Raum zwischen der Tanne und dem Felsen heraus. Nichts geschah. Der Wind heulte durch den großen Baum. Treibende Eisflocken und blindmachender Schnee wirbelten in heftigen Stößen auf den Platz herunter. Kein anderer Ton war zu hören.

Carcajou wollte den Köder gar nicht fressen. Er hatte ihn nur an sich gerissen, weil es ein Köder war und weil jede Köderfalle für ihn eine Kampfansage war. Daher zerrte er ihn herunter ins Bett des Bösen Baches, um ihn dort in einer Schneewehe zu vergraben. Hierauf verstänkerte er den Schnee, damit das Cache sein Zeichen trüge. Nachdem das getan war, lief er zurück und schnopperte um den ganzen Busch herum, in dem das Gewehr stak. Endlich wandte er sich und suchte Schutz in einer kleinen Höhle unter der Wurzel eines faulenden Baumes. Jetzt konnte er friedlich schlafen.

Das Schicksal Mister Jims

Zwei-Grau-Hügel und Mister Jim hatten sich durch den tiefen Schnee zur ersten Falle der Marderstrecke durchgekämpft. Der Jäger war gezwungen gewesen, sich seinen Weg auf Schneereifen zu bahnen, und die Reifen verlangsamten das Vorwärtskommen. Obendrein war er mehrmals genötigt gewesen, auf Mister Jim zu warten, denn der große Bär stak oft bis über die Schultern in den hohen Schneebänken. Zwei-Grau-Hügel war beunruhigt. Der Schnee war tiefer, als er ihn früher je gesehen hatte. Die erste Falle war ganz zugedeckt und mußte herausgegraben werden. Was er da fand, verdüsterte des Jägers Gesicht, und er stand lange Zeit in tiefem Nachdenken. Ja, Carcajou, der zerstörende Räuber, war wieder zur Marderstrecke zurückgekehrt.

In erschöpfendem Kampf mit dem Schnee wurden vier Fallen besucht, und jede enthüllte dieselbe Geschichte. Zwei-Grau-Hügel richtete sich auf, nachdem er einen zerrissenen Pelzstreifen genau besehen hatte. Seine schwarzen Augen flammten auf, aber sonst ließ er kein Zeichen eines stärkeren Gefühls merken. Er wandte sich zu Mister Jim, der im Schnee saß und hilflos an einem Eisklumpen kaute, der sich zwischen seinen Hinterzehen gebildet hatte. Dann sagte er mit seiner gewohnten leisen Stimme:

„Wir kehren zur Hütte zurück. Wir bleiben eine Woche am Feuer, vielleicht zwei. Der Schnee wird hart werden, und Carcajou wird

denken, wir sind geschlagen und über die Bergkuppe fort. Wir töten dann weiter und bekommen vielleicht zweihundert Pelze."

Das war eine sehr lange Rede für Zwei-Grau-Hügel. Es war etwas so Ungewöhnliches, daß Mister Jim in seinem schmerzhaften Nagen innehielt und aufhorchte. Er hoffte, sein Freund schlug vor, nach Hause zu gehen. Er hatte keinen Spaß an dieser Winterjagd. Irgendwo in seinem Bärenhirn lauerte eine dunkle Erkenntnis, daß er eigentlich den ganzen Winter hätte durchschlafen sollen, anstatt hinter den Hacken Zwei-Grau-Hügels herzuzotteln.

In der Hütte hörte Rotreiher sich die kurze Geschichte an und nickte. Zwei-Grau-Hügel sprach von seinen Plänen.

„Der Carcajou wird weggehen und der Schnee fest werden. Doch erst kommt noch ein Sturm", sagte Rotreiher langsam.

„Der Schnee ist jetzt tiefer als je zuvor", wandte Zwei-Grau-Hügel ein.

„Viel mehr Schnee kommt. Lawinen sausen von allen Bergen."

Dann begannen die drei Kinder der Wildnis ihre erzwungenen Ferien, indem sie zu Abend aßen und sich früh niederlegten. Aber Mister Jims Tatzen mußten behandelt werden. Rotreiher rieb sie tüchtig mit Schmalz ein, das der dicke Geselle sofort ableckte, um sein eigenes Heilmittel anzuwenden. Er schlief ein, während seine Zunge immer noch träge über seine große Tatze fuhr.

Am nächsten Tag wurde Zwei-Grau-Hügel gleich nach Tagesanbruch von einem kräftigen Pochen an die Hüttentür geweckt. Er stand sofort auf, und als er die Tür aufriß, stampften zwei verschneite und mit Reif behangene Männer herein. Coby und Smeltz waren zurückgekommen. „Hau!" grüßte Zwei-Grau-Hügel kurz seine Besucher.

„Irgend'ne Aussicht auf Frühstück?" brummelte Smeltz und ließ

seine Augen unbehaglich über Mister Jim gleiten, der in seiner Ecke schnarchte.

„Bald Frühstück", versprach der Jäger und winkte den Männern, sich ans Feuer zu setzen. Er nahm zwei harzige Klötze und trug sie zum Herd. Sich niederbeugend fächelte er die Asche mit der Hand, bis er Glut fand. Dann riß er einige fette Rindenstücke ab und warf sie auf die glimmenden Stellen in der Asche. Binnen einer Minute leckten Flammenzungen den Lehmkamin hinauf, und Wärme strahlte nach allen Teilen des Raumes.

Draußen vor der Tür fingen Cobys Schlittenhunde einen Streit an. Ihr Geheul weckte Mister Jim, und er setzte sich knurrend auf. Smeltz langte nervös nach seinem Gewehr.

„Weg damit!" schrie Coby ihn an und stieß das Gewehr in eine Ecke.

Seit dem ersten Schlag gegen die Tür war Rotreiher wach. Er erhob sich nun und besah seine Besucher, ohne mit der Wimper zu zucken. Er bot ihnen keinen Willkomm. Sein durchfurchtes und runzliges Kupfergesicht verzog keine Miene, als er in seine schweren Mokassins schlüpfte. Coby begrüßte den alten Jäger, erhielt jedoch nur einen tiefen Kehllaut als Antwort.

Mister Jim ging zur Tür, schob sie auf und drückte sich mit der Schulter hinaus. Zwei-Grau-Hügel achtete nicht darauf, und die beiden weißen Männer waren eifrig dabei, ihre Gesichter am Feuer zu wärmen. Rotreiher sah ihn gehen, in seinen trüben alten Augen zeigte sich ein leichtes Aufflackern.

Draußen setzte sich Mister Jim auf den Türstein und besah sich die Bastardgesellschaft, mit der Coby fuhr. Sie hockten im Schnee und sahen hungrig nach der Tür. Misko, der Leithund, war ein großes Vieh mit narbiger Schnauze. Er war ein Töter und so übellaunig,

daß Coby ihn einmal als Geschenk erhalten hatte. Ständige Prügel hatten seinen Sinn soweit gezähmt, daß er seine Gefährten im Gespann unverletzt ließ. Er hatte gelernt, daß der Mensch der Herr ist und daß Coby ein Temperament besaß, das vor nichts zurückschreckte, wenn er in Wut war.

Misko sprang auf, als er Mister Jim sah. Hier war ein Sport, für den man ihn nicht prügeln würde. Coby hatte ihn daran gewöhnt, Bären zu hetzen, und Misko meinte, daß jeder Braune zum Angreifen da sei. Mit wütendem Knurren warf er sich auf den großen Bären. Er kam mit einer Geschwindigkeit heran, die den ahnungslosen Mister Jim völlig überrumpelte. Die andern Hunde sprangen zum Zeitvertreib mit einem Heulchor herbei.

Mister Jim versuchte in die Hütte zurückzuweichen, aber die Tür war hinter ihm zugefallen und der hölzerne Riegel eingeschnappt. Dies Zeichen des Rückzugs hatte Misko erwartet. Bären waren immer vor ihm davongerannt. Jetzt sprang er geschwind heran und schnappte nach Mister Jims Vordertatze. Mit einem schmerzlich erstaunten Brummen teilte der dicke Kerl einen Hieb aus, der einen Stier niedergeschlagen hätte. Misko wich aus und sprang von der Seite an. Seine weißen Fänge rissen ein Büschel Haare vom Leib des Bären. Nun war Mister Jim aber ernstlich aufgebracht. Er richtete sich in völliger Höhe auf und schlug nach dem auf ihn losspringenden Dämon. Diesmal traf seine schwere Tatze Misko seitwärts am Kopfe. Der Leithund überkugelte sich mehrmals, taumelte auf die Füße und torkelte schwindlig im Kreise herum.

Das Geheul der übrigen Hunde ließ Coby und Zwei-Grau-Hügel herbeilaufen.

„Schaff den blöden Bären 'rein!" brüllte Coby. „Ich mach' ihn tot, wenn er mein Gespann marschunfähig macht." Laut fluchend

lief er dahin, wo Misko blind umhertappte. Er trat den großen Hund in die Rippen.

„Hinein, Mister Jim", befahl Zwei-Grau-Hügel scharf.

Mister Jim feixte albern, um zu zeigen, daß er ja nicht böse war, dann sah er an seinem Leib herunter, wo ihm ein Stück Pelz fehlte. Es war klar, er wollte beweisen, daß er nur in Selbstverteidigung gekämpft hatte. Murrend watschelte er schwerfällig in die Hütte.

Coby stieß und schüttelte Misko, bis er zu sich kam und sich still hinlegte, ganz sichtlich noch in wilder Stimmung.

„Du solltest den Bären abschaffen", knirschte Coby. „Wenn ich 'nen Hund verliere, komme ich mit dieser Fahrt niemals zurecht."

„Du solltest nicht bei Hütten anhalten, wo ein Bär ist", gab Zwei-Grau-Hügel unfreundlich zurück und machte auf den Absätzen kehrt, um in die Hütte zu treten.

Das Frühstück wurde in tiefem Schweigen verzehrt. Erst als es vorüber war und die Pfeifen angesteckt wurden, kehrte Cobys gute Laune zurück.

„Wir haben den ganzen Tag hier herauf gegen Treibschnee und tiefe Schneewehen gekämpft. Vorige Nacht lagerten wir kaum eine Meile von hier. Mußten anhalten und abladen." Coby spuckte ins Feuer.

„Wohin die Reise?" fragte Zwei-Grau-Hügel langsam. Sein Gesicht verriet nichts, aber er war unruhig.

„Wir gehn zu Kri-Charlies Hütte, ihm 'ne Packung Kram zu bringen", gab Coby kurz zurück.

„Ist ein gefährlicher Pfad", sagte Zwei-Grau-Hügel einfach. Dann hellten sich seine Augen auf. „Kri hat zwei Silberfüchse, und er sagt, sie sind vier Fangzeiten wert."

„So?" Coby schien erstaunt über diese Neuigkeit. Er sah Zwei-

Grau-Hügel in die Augen und fuhr fort: „Wir versprachen Kri eine Ladung Sachen und müssen uns nun zu ihm durchmantschen."

„Ich denke, die Sache mit den zwei Silberfuchspelzen is bloß Geschwätz", sprach Smeltz zum erstenmal. „Jedenfalls sind sie nicht viel wert."

Rotreiher legte die Pfeife hin und sagte: „Händler von jenseits können zu Kri kommen. Kri könnte dahin marschieren." Der alte Jäger zog einen Fuß im Mokassin etwas weiter vom Feuer weg. „Silberfuchs fein für Händler."

„Wir müssen auf dieser Fahrt Pelze bekommen, doch werden wir keine von Kri-Charlie nehmen. Wir denken, wir kriegen hundert Pelze von euch, die ihr schuldig seid." Cobys Stimme klang gemütlich, aber in seinen Augen war ein häßliches Glitzern.

Zwei-Grau-Hügel zuckte mit keiner Wimper. Rotreihers Hand glitt unter die Hirschlederklappe seiner Jacke, und das weiche Leder spannte sich über einer geballten Faust.

„Im Frühjahr werde ich dir hundert Pelze bringen, wie ich versprach", sagte Zwei-Grau-Hügel ruhig. „Wir sind durch einen Carcajou beunruhigt worden, auch der tiefe Schnee hat das Unaweep zu einer mageren Strecke gemacht."

Coby sprang auf. „Was? Du hast die Pelze nicht? Ich hab' mein Wort gegeben, ich würd' sie mitbringen. Ich habe dein schriftliches Versprechen."

Zwei-Grau-Hügel erhob sich. „Auf dem Papier, die Schrift sagt — wann?" Seine Stimme war klar und gelassen.

Rotreiher stand auf und glitt neben Smeltz. Die Hand des alten Jägers war noch unter der Jackenklappe.

„Die Schrift sagt erster Januar." Coby stellte sich, als sei er äußerst zornig, und Smeltz runzelte drohend die Stirn.

„Das sind wieviel Tage?" fragte Zwei-Grau-Hügel.

„Das sind fünf Tage. Wir werden in fünf Tagen zurück sein, und dann müssen wir die Pelze haben." Coby trat etwas seitwärts, damit er Rotreiher im Auge hatte. Er fürchtete sich tatsächlich vor dem alten Jäger. Der jüngere Mann konnte gewöhnlich eingeschüchtert werden, aber der Alte war voll Haß und fürchtete den weißen „Bruder" nicht.

„Du bekommst deine hundert Pelze, und ich bekomme das Papier?" fragte Zwei-Grau-Hügel ruhig.

„Klar", erwiderte Coby, „so war's abgemacht." Er sah sich unbehaglich um. Vielleicht hatte er sich geirrt. Der Jäger konnte irgendwo mehr Pelze verborgen haben. Er hatte sorgfältig gezählt, was er trocknen sah, und war hocherfreut, daß da nur vierzig Pelze zu erblicken waren.

„Und wenn ich nur die halbe Menge habe?" fuhr Zwei-Grau-Hügel fort.

„Mußt du den Bären für uns zur Furt runterbringen." Cobys Gesicht verzog sich zu einem triumphierenden Grinsen.

„Es steht auf dem Papier, daß ich Mister Jim zur Furt bringen soll?" fuhr der Jäger gemächlich fort zu fragen.

„Ein Papier erzählt viel, nachdem du dein Zeichen daraufgesetzt hast", sagte Rotreiher finster. „Ich sage dir, junger Mann, das hier ist ein schlechter Zauber, und dies sind schlechte Menschen." Der alte Jäger zog die Hand aus der Jacke. Ein langes Messer blitzte auf. Smeltz fuhr zurück, beinahe in die wartenden Arme Mister Jims hinein, der das Drama mit großer Anteilnahme beobachtete. Er sah sich nach seinem Gewehr um, aber das war weg. Der bedachtsame Rotreiher hatte es vor die Tür gesetzt, nachdem er auch Cobys Repetiergewehr dorthin getragen hatte. Mit einem Schreckenslaut

scheute Smeltz vor dem Bären zurück und stellte sich neben seinen Partner.

„Leg das Messer weg. Männer töten nicht, ehe sie nicht wissen, warum", sagte Zwei-Grau-Hügel scharf.

„Ja, leg es weg." Coby fing an, besorgt zu werden. Auch er hatte die Entdeckung gemacht, daß sein Gewehr draußen war und daß Rotreiher zwischen ihm und der Tür stand.

„Jetzt laß mich genau wissen, was ich tun muß." Zwei-Grau-Hügels Stimme war hart und tief und seine Augen schwarz wie Kohlen.

Coby räusperte sich aufgeregt. Sein ganzer Zorn war weg. „Ich hab' dem Statthalter an der Furt das Papier gezeigt, und er hat es gelesen und abgeschrieben, was draufsteht. Wenn du mit dem Bären kommst, kannst du hingehen, er wird es dir vorlesen."

„Es ist gut. Doch wenn ich hundert Pelze abliefere, braucht Mister Jim nicht hin?"

„Gewiß nicht. Alles, was wir wollen, sind Pelze. Wir haben versprochen, sie zu schicken, und brauchen sie dringend." Coby behielt seine Augen auf dem ungestümen Rotreiher.

„Du willst den Bären, und das ist deine Art, ihn zu kriegen", zischte Rotreiher durch seine zerbrochenen Zähne, dann richtete er einen anklagenden Blick auf Zwei-Grau-Hügel. „Du bist ein Narr und kein Mann deines Volkes, solchen Zauber gelten zu lassen."

Zwei-Grau-Hügel machte den Männern ein Zeichen, sich hinzusetzen. „Du sollst Mister Jim an der Furt bekommen, wenn ich keine hundert Pelze habe, wenn du zurückkommst."

„Du hast doch keine Möglichkeit, noch sechzig Pelze mehr zu kriegen?" eiferte Coby. „Mach lieber den Bären fertig, loszugehen."

Zwei-Grau-Hügel nickte bedrückt. „Vielleicht ist's so."

„Wir müssen weg." Coby wandte sich zu Smeltz. „Wir haben 'nen schweren Marsch von etwa zwei Tagen vor uns. Dann müssen wir zurück."

Widerwillig trat Rotreiher beiseite und ließ die beiden Händler heraus.

Misko hatte sich hinreichend erholt, um seine Halsleine zu tragen und das Gespann zu leiten. Zwei-Grau-Hügel half ihnen abfahren. Er war viel zu erregt, um wahrzunehmen, daß die Last, die sie fuhren, nicht so aussah, als ob es sich um eine Ladung Lebensmittel handle. Coby trieb an, Smeltz folgte dem Schlitten, als sie loszogen. Die Hunde liefen durcheinander und aufeinander los beim Abfahren. Cobys scharfe Peitsche brachte sie aber bald in eine Reihe, und im Trab ging es durch den schweren Schnee.

In der Hütte saß Zwei-Grau-Hügel neben Mister Jim, der sich dicht am Feuer hingelegt hatte. Er nahm ein großes Ohr seines Kumpans in die Hand und starrte in das flackernde Feuer. Rotreiher rauchte in bedrücktem Schweigen. Nichts wäre ihm lieber gewesen als eine Gelegenheit, das unheilvolle Papier kraft der Spitze seines scharfen Messers den Händlern abzunehmen.

Zwei-Grau-Hügel wußte, daß solches Vorgehen zwecklos war. Der Statthalter an der Furt hatte eine Abschrift des Zettels und würde Leute schicken, Mister Jim abzuholen. Und da waren Mond-am-Wasser und Kleiner Hirsch, an die er denken mußte.

Wenn er hundert Pelze hätte, könnte er sie alle Coby geben. Sein Bruder, Weißer Elch, jagte Pelze hoch oben an den Hängen der Rauhen Klippe und würde genug haben, um Nahrung einzukaufen. Weißer Elch hatte nur seine jungvermählte Frau zu unterhalten. Er konnte Mond-am-Wasser und den Kleinen in seine Hütte aufnehmen.

Rotreiher stand auf und ging hinaus. Mister Jim folgte ihm. Es war ersichtlich, der alte Krieger hielt nicht viel von der Art, wie Zwei-Grau-Hügel seinem Mißgeschick begegnete. Er selbst hatte mit den ersten weißen Siedlern und Trappern zu tun gehabt, die in seine Jagdgründe kamen, und hatte das Geschäft mit ihnen immer mit einer Hand am Messer gemacht. Nie hatte er sein Zeichen auf irgendein Papier gesetzt. Darin stak schlechter Zauber, der böse Zauber des weißen Mannes.

Zwei-Grau-Hügel rührte sich nicht, bis er gezwungen war, sich umzudrehen und einen Klotz fürs Feuer von dem Holzstoß an der Nordwand zu nehmen. Er konnte keinen Lichtblick in der Dunkelheit vor sich finden. Mister Jim bedeutete ihm fast so viel wie das kleine braune Kerlchen, Kleiner Hirsch. Er sah jetzt ein, wie töricht er gewesen war, das Papier zu unterzeichnen. Coby hatte den Räuber Carcajou als Vorwand benutzt.

Zwei-Grau-Hügels Augen glühten, als er ins Feuer starrte. Carcajou war die Ursache all seines Unglücks. Er hätte den räuberischen Schurken töten sollen, als er die Möglichkeit dazu hatte. Schlimmer hätte sein Geschick sich nicht wenden können.

Silberfuchspelze

Auf einer Bergkuppe, von der man einen Überblick über das Unaweep hatte, hielt Coby sein Schlittengespann an. Misko war noch bei Kräften, aber die schlechtgefütterte und schlechtrassige Meute hinter ihm war schwach. Selbst die schneidende Peitsche ihres Herrn konnte sie nicht mehr weitertreiben.

„Wir müssen hier haltmachen!" schrie Coby zu Smeltz zurück, der mühselig die Kuppe heraufkletterte.

Smeltz keuchte zu der Stelle hin, wo der Schlitten stand. Die Hunde waren in den Schnee gefallen. „Warum versuchst du nich, den Hunden was Fleisch zu füttern?" brummte er.

„Ich tu' kein Dörrfleisch vergeuden an diese Brut. Wenn wir zurück sind, lass' ich sie laufen, und sie können sich an ein Wolfsrudel hängen, wenn sie noch Puste genug haben." Coby riß den Schlitten halb herum und setzte sich auf die Kante.

„Du wirst diesen Kötern heut nacht was zu fressen geben, oder ich schlaf' nich wieder auf'm Boden. Ich kann's nich aushalten, wie sie dasitzen und uns anglotzen. Wir sind dran, denen als gefundenes Fressen zu dienen, sobald wir schlafen." Smeltz meinte es todernst.

„Ich hab' was gefrorenen Fisch auf'm Schlitten, aber sie brauchen's nicht." Trotzdem stand Coby auf und schlug einen Zipfel der Plane zurück, die über dem Schlitten lag. Er zerrte einen Sack heraus, machte ihn auf und langte hinein. Blutunterlaufene gierige Augen ruhten auf ihm, als er ein Stück gefrorenen Fisch ans Licht

brachte. Mit einem groben Lachen schleuderte er das Stück unter die Hunde.

Es gab ein wüstes Knurren und Schnappen und ein Knäuel sich windender Leiber. Misko bekam die Oberhand und schleuderte die andern Hunde von sich weg, als ob sie ebenso viele tote Zweige wären. Er schlang und riß gierig an dem gefrorenen Fisch. Coby warf ein neues Stück unter die Hunde. Er hatte einen Heidenspaß an ihrer Wildheit. Einer von ihnen erwischte das Futter und sprang davon. So bekam jeder ein Stück gefrorenen Fisch und legte sich hin, daran zu reißen oder es hinunterzuschlingen, um es später wieder auszubrechen und sich von neuem dranzumachen, wenn es zu groß war und nicht auf einmal hinuntergeschluckt werden konnte.

Coby machte einen Platz frei, indem er den Schnee mit einem seiner Reifen wegschaufelte. Dann baute er ein kleines Feuer auf und setzte einen Blechnapf mit Schnee daran, um ihn zum Teewasser aufzutauen. Die Luft war schneidend in ihrer trockenen Kälte und biß in die Wangen der beiden Männer, so daß sie ständig die Handrücken ans Gesicht drücken mußten.

„Wir müssen von diesem Grat 'runter und in die Tannen für die Nacht", knirschte Smeltz. „Dies ganze Geschäft liegt mir nicht; ist zuviel Schnee dabei."

„Das ist der einzige Grund, warum ich den Kötern bißchen Fisch für ihren Wanst gegeben habe", antwortete Coby.

„Ein paar Fuchspelze und womöglich ein toter Indianer, um den's nachher 'nen großen Stunk gibt. Wir sind hier in einen schönen Mist geraten", fuhr Smeltz fort zu nörgeln.

„Ich werd's so deichseln, daß es keinen toten Indianer gibt. Aber wir kriegen die zwei Pelze und kriegen deinen Bär. Silberfüchse hier oben aus dem Norden bringen tausend Dollar pro Pelz."

Coby schwieg. Er schüttete Tee in das kochende Wasser auf dem Feuer. Die verhungerten Schlittenhunde drängten sich heran, um zuzusehen. Ihre Angst vor Coby hielt sie davon ab, sich auf die Männer oder die Ladung zu stürzen.

„Ich wette, wir werden den ‚braven' Indianer erschießen müssen." Smeltz holte einen Zinnbecher vor und ließ sich eine dampfende Portion Tee geben. Er tat Zucker in die kräftige Flüssigkeit und hob den Becher. Der Tee lief durch ihn wie Feuer. Geräuschvoll schlürfte er Schluck um Schluck.

„Gar keine Gefahr, wenn man bloß richtig auftritt und kein Hasenherz kriegt", sagte Coby bissig. „Wir tun unsern Proviant in ein Cache eine Tagereise von Kris Hütte entfernt und nehmen die Hunde und den leichten Schlitten. Dicht bei der Hütte binden wir an und warten, bis der Indianer zu seinen Fallen rausgeht. Dann schleichen wir rein und greifen zu. Das ist so leicht."

„Und wenn der Brave nach keinen Fallen nich 'rausgeht?" fragte Smeltz.

„Na, wenn's zum Schlimmsten kommt, können wir auf so'n dreckigen Indianer keine Rücksicht nehmen. 's gibt genug von der Sorte."

Coby trank seinen Tee aus und biß ein großes Stück Elchfleisch ab.

„Ich kann kein Töten nich leiden. Ich bleib bei den Hunden, wenn du 'runtergehst zur Hütte", sagte Smeltz sehr bestimmt.

„Fein. Du wärst doch bloß im Weg, wenn du mitkämst." Coby stand auf.

„Na, und wenn dieser Kri-Charlie ein großes Hallo macht um das Verschwinden seiner Pelze? Zwei-Grau-Hügel und Rotreiher wissen, daß wir hier rauf sind." Smeltz war entschlossen, eine schwache Stelle in dem schönen Plan zu finden.

„Bloß Indianergeschwätz. Da kannst du alles mögliche hier hören. Diese Jäger erzählen immer ihr Latein. Keiner hat die Pelze gesehen, nur der alte Claimp, und der ist vorige Woche in seinem Zelt gestorben. Wir verstecken sie und verkaufen sie später, wenn wir im Frühjahr 'runtergehen. Wir werden so weit weg sein, wo keiner was fragen wird. Jedenfalls hab' ich 'nen Käufer, der nie dumme Fragen stellt und nie was weiß." Coby fing an, die Geduld mit seinem Partner zu verlieren.

„Es scheint mir doch nicht so recht", murrte Smeltz.

„Denn mach dich davon und halt die Schnauze!" brüllte Coby los. Die Schlittenhunde erschraken und legten sich hin. Sie fühlten, was solche Worte von ihrem Herrn zu bedeuten hatten.

Smeltz stellte sich sauren Gesichts auf die Beine und begann seine Reifen anzuschnallen. Er wußte, Coby würde tun, was ihm gefiel, und er selbst würde hinter dem Händler mit der harten Faust herlaufen, zu furchtsam, um noch mehr zu sagen, und doch begierig, an jeder Beute, die ihnen zufallen könnte, seinen Teil zu kriegen.

Coby trat und schlug die Hunde in eine gerade Reihe und spannte sie zum Losrennen an. Die Meute war in der Kälte steif geworden, und sogar Misko legte sich sehr langsam in den Zugriemen. Auf dem Kamm entlang wanderten sie in gleichmäßigem Schritt dahin, dann wandten sie sich in ein anderes Tal hinunter, in die Höllenschlucht. Hier war das Marschieren leichter, denn es ging einen steilen Hang hinab. Am Abend waren sie im Tannenwald, wo hoher und lockerer Schnee lag. Das machte das Pfadbrechen zu einer sehr mühsamen Arbeit. Lange Strecken hindurch mußte Coby auf seinen Reifen vorangehen, um einen Pfad zu brechen.

Endlich hielt er an und wartete auf den zurückgebliebenen Smeltz.

„Geh voran und mach mal 'ne Weile Pfad. Was bildest du dir

ein, woraus ich bin? Ich hab' jetzt die letzten zehn Meilen lang drei Fuß Schnee niedergetrampelt."

Smeltz machte ein wütendes Gesicht und schlurfte um den Schlitten herum. „Jedenfalls hab' ich mich nicht hinten am Schlitten angehängt." Smeltz war sichtlich völlig erschöpft. Er war nicht der eiserne Mann, wie es der Norden von den Söhnen seiner Wildnis fordert. Im Sommer, wenn die Natur lachte, war er gut zu brauchen, aber wenn sie anfing, den Stahl in den Adern eines Bewohners zu erproben, wurde er für sehr mangelhaft befunden.

Das Pfadbrechen dauerte eine weitere Stunde, dann hielt Smeltz jäh neben einer Tannengruppe an. „Hier lagern wir!" schrie er wütend, stieß seine Reifen rechts und links von den Füßen und schritt dem Schutz der schneebeladenen Bäume zu.

Coby sah seinen Partner finster an, sagte aber nichts. Smeltz streikte offenbar, und da war nichts daran zu ändern.

Ein Lager wurde aufgeschlagen und den Hunden etwas Fisch hingeworfen, um ihr Heulen und Kläffen zu stillen. Das Lager bestand aus dem in den kleinen Raum unter einer hohen Tanne gezogenen Schlitten, der seitwärts hochgestellt wurde. Die Plane über dem Packen wurde als Windschutz aufgespannt und mit den Reifen Schnee dagegen geschaufelt. Das gab ein behagliches Obdach. Der Boden wurde an dieser Stelle bis auf die Tannennadeln blankgescharrt. Smeltz hatte einen Schlafsack, den er auf seine Seite des Lagers brachte. Dann wurde ein Feuer gemacht und Tee gekocht. Scheiben gepökelten Schweinefleisches und gedörrtes Elchfleisch wurden zum Braten in eine Zinnpfanne getan. Smeltz holte eine Dose Zwieback vor und ließ sie am Feuer aufweichen.

Das Essen wurde hinuntergeschlungen und mit einigen Schluck heißen Tees nachgespült, dann rollten die Männer sich in ihre

Decken, mit den Füßen zum Feuer. Misko und seine Hungerleider hockten draußen im Sternenlicht und heulten. Jeder streckte eine breite Schnauze zum Nordstern empor und stieß seine rauhen Kehllaute aus, die in den Tannengängen widerhallten. Dies Geheul versetzte jeden Hund in graue Vorzeit zurück. Jeder war wieder ein Wolf, elementar und primitiv. Smeltz warf sich herum und murmelte im Schlaf, als die Hunde fortfuhren zu heulen, aber Coby schlief wie ein Toter.

Am Morgen zogen sie weiter. Den ganzen Tag lang mußte Coby ständig den Pfad brechen. Zweimal versuchte es Smeltz, aber jedesmal verlangsamte er den Schritt des Gespannes derart, daß Coby sich ärgerte und wieder die Führung übernahm.

Lange, ehe die Nacht anbrach, sah sich Coby nach einer Stelle um, wo er den Schlitten und den Proviant bis zu ihrer Rückkehr von Kri-Charlies Hütte verbergen könne. Endlich fand er einen passenden Platz, und sie machten halt.

Das Lager für die Nacht wurde aufgeschlagen. Sie saßen am Feuer, den letzten Schritt ihrer Reise zu planen. Die Hunde waren so unruhig, daß Coby drei von ihnen mit leichten Riemen an Bäume band.

„Wir können diese jaulenden Biester nicht 'runter zu Kri-Charlies Hütte nehmen", meinte Smeltz, um wie üblich Einwendungen zu machen gegen etwas, was man nicht tun könne.

„Wir werden einige anbinden, ihnen 'ne Extraration Fisch geben und sie ein kurzes Stück von unserem Cache weg lassen." Cobys Augen waren halb geschlossen, als ob er bereits einen erstklassigen Silberfuchs beäugele. „Wir lassen den Schlitten und das Essen auch hier."

„Wie weit ist's da runter?" fragte Smeltz.

Coby witterte irgend etwas in der Frage seines Gefährten. „Du bleibst nicht hier, nicht um die Welt. Du kommst mit mir 'runter. Wenn da irgendwas passiert, steckst du mit drin. Ich hab' mir das alles wohl ausgetüftelt."

„Schon recht. Aber irgend jemand könnte über unser Cache geraten", versuchte Smeltz den Gefährten zu überzeugen.

„Wenn ich 'n Cache mache, kann kein lebendiges Wesen es finden", sagte Coby grob. „Ich leg' mich." Er zog seine Decke heraus und rollte sich hinein. Nach fünf Minuten schnarchte er laut.

Smeltz saß noch lange Zeit am Feuer. Er wünschte inbrünstig, daß er aus dieser Sache heraus wäre. Cobys rücksichtslose und gewaltsame Art beunruhigte ihn. Er selbst hieb die Leute beim Ge-

schäft gern übers Ohr und betrog auch beim Kartenspiel, aber er war gegen alle körperlichen Gewalttaten. Endlich rutschte er in seinen Schlafsack und lag still, zu den Sternen hochschauend.

Am Morgen machte sich Coby dran, ein Cache herzustellen, das kein Geschöpf stehlen konnte. Er schnitt Pfähle ab und lehnte sie gegen die große Fichte, unter der sie gelagert hatten. Die Lebensmittel und Schlafdecken rollte er zusammen und legte sie oben in die Gabelung eines Astes. Dann kletterte er hinauf, machte mit einem Zugriemen um das Ganze eine Schleife und ließ es von dem Ast herunter, so daß der ganze Packen in der Luft schwebte. Die unteren Zweige des Baumes schlug er weg und nahm die Stangen fort.

„Das ist ein Cache, wie's nicht noch mal eines gibt", grunzte er.

„Jeder vorbeikommende Indianer kann es sehen", wandte Smeltz ein.

„Aber kein vorbeikommender Indianer würde in dieser Wildnis ein Cache berühren. Du solltest das wissen. Die Strafe darauf ist schlimmer als für Mord. Wir brauchen nur zu sorgen, daß keine Wildkatze, Füchse oder etwa ein Carcajou dran kommt." Coby sah nachdenklich zu dem Packen auf.

„Du hast doch was zu essen draußen gelassen für den Weg hin und zurück von der Hütte?" erkundigte sich Smeltz unbehaglich. Er fürchtete, der eiserne Coby würde ihn wie die Schlittenhunde behandeln und ihn ganz ohne Essen lassen.

„Klar. Wir haben Zwieback und Dörrfleisch für eine Mahlzeit, wenn wir bescheiden essen. Das ist genug. Wir kommen ja auf jeden Fall gleich zurück."

Die Hunde wurden vom Lager fortgeführt und vier von ihnen mit dünnen Leinen an einen Baum gebunden. Es war grausam,

diese dürren und hungrigen Schlittenhunde in solch einem Wetter festzubinden, aber Coby zögerte nicht. Er ließ Misko frei umherlaufen, weil er wußte, der alte Pfadteufel würde sich umbringen, wenn man ihn fesselte.

Die zwei Männer stiegen einen schmalen Seitencañon zu einem mit Bäumen bestandenen Tal herab. Coby stampfte voraus, und Smeltz folgte. Sie gingen stetig weiter, bis sie die schweren Tannen und Balsamfichten im Tal erreichten. Hier hielt Coby an.

„Wir müssen jetzt vorsichtig gehen, damit wir nicht gesehen werden. Wenn wir es gut treffen, können wir in einer Stunde mit der Sache fertig sein", sagte er leise.

„Wir lassen uns besser noch mehr Zeit und lassen Kri aus der Hütte 'rauskommen", verlangte Smeltz.

„Ich glaub', du willst die ganze Nacht hier draußen in diesem Wetter liegen", sagte Coby beißend. „Ich brauch' nicht mehr wie 'ne Stunde."

Sie betraten den Wald und drangen langsamer vor. Schließlich lenkte Coby den Schritt zu der Kuppe eines kleinen Hügels, der felsig und ohne Baumwuchs war. Unter ihm schmiegte sich eine winzige Hütte an eine Tannengruppe. Es war ein rohes Bauwerk aus großen Stämmen, deren Ritzen mit dunklem Lehm verschmiert waren. Das Dach lag hoch voll Schnee, der an der Stelle, wo der Rauch dem aus Stöcken und Lehm gemachten Schornstein entstieg, ganz schwarz geworden war. Die Männer hielten an.

Coby prüfte den Umkreis genau auf Spuren. „Sieht so aus, als ob der rote Dussel zu Haus 'rumliegt, statt nach seinen Fallen unterwegs zu sein", grollte er.

„Vielleicht ist er für zwei Tage weg", vermutete Smeltz. „Wir könnten 'runtergehen und mal einen heimlichen Blick riskieren."

„Wir bleiben 'ne Weile hier. Mach dich hinter die Felsen. Wenn wir 'runtergehn, schnüffle ich nicht 'rum, ich gehe grade 'rein." Coby kauerte sich so hin, daß er von der Hütte aus nicht zu sehen war.

„Dann warten wir lieber, bis er ausgeht", quengelte Smeltz.

Coby saß eine Weile still. Er hatte vor sich eine Lücke, durch die er den Hof vor der Hütte beobachten konnte. Endlich sagte er: „Ich hab' so 'ne Idee, du bleibst besser hier. Du tätst nur alles verpatzen. Ich geh' allein da 'runter."

Dies hätte Smeltz gelegen sein sollen, aber er hatte einen beunruhigenden Gedanken gehabt, als er so dasaß und von hinten Cobys Stiernacken betrachtete. Was nun, wenn Coby die Pelze erwischte? Es konnten zweitausend Dollar drinstecken. Coby war kein Ehrenmann. Er war wie Smeltz selbst. Womöglich ging er fort und allein nach dem Cache zurück. Smeltz wußte, daß Coby ihn weit zurücklassen konnte und Zeit genug haben würde, den Packen zu holen und mit dem Schlitten davonzufahren. Auf einem bereits gebrochenen Pfad konnte er einen so armseligen Marschierer viele Stunden hinter sich lassen.

„Das hat keinen Zweck nich für dich, das allein zu wagen. Ich komme auch 'runter." Die Stimme von Smeltz klang jetzt sehr geschmeidig.

Coby sah ihn ganz verblüfft an. „Ich dachte, du schlotterst vor Angst, daß es ein bißchen Schießen geben könnte. Nun trägst du auf einmal die Nase so hoch."

Smeltz begriff sofort, daß sein Kamerad nicht die Absicht hatte, ihn hereinzulegen. Er konnte aber jetzt nicht mehr zurück. „Ich bin dein Partner in dieser Sache, nich wahr?" fragte er mit gut gespielter Entrüstung. „Ich trag' mein Teil ganz richtig dazu bei bis zum Schluß."

Coby stieß einen grunzenden Ton aus. Im Grunde genommen war er in vielen Dingen einfacher Natur und begriff die glatte und ölige Tücke seines Partners nicht. „Geht in Ordnung", knurrte er.

Sie saßen noch eine halbe Stunde länger, bis Smeltz anfing, sich zu wundern, ob Coby wohl seine ursprüngliche Absicht aufgegeben hatte, in einer Stunde fertig zu sein. Endlich stand der stämmige Kerl auf und sah sein Gewehr nach.

„Kri scheint zu schlafen. Wir müssen los." Seine Augen glitten hastig über den Himmel. „Es gibt Sturm und nicht zu knapp."

Der Himmel war aschgrau geworden. Schwarze Wolkenfetzen verbargen die Bergspitzen auf den beiden Seiten. Der Wind erhob sich. Vom Bergkamm her stieg er vom Säuseln in den Tannen zu einem lauten und stetigen Brüllen an. Smeltz hatte diese Zeichen nicht beachtet, auch nicht die erhöhte Temperatur, die einen kommenden Schnee verkündete. Erst als Coby es erwähnte, konnte auch er es in der Luft fühlen.

„Wir machen uns besser dran", murmelte er und wischte sich mit dem Faustthandschuh über die Lippen.

Coby schritt den Hügel gerade herunter, seine Schneereifen glitten über die Schneekruste an den Seiten. Plötzlich hielt er an und drehte sich scharf zu seinem Partner herum.

„Wir werden nicht zwei Silberfuchspelze da lose in der Hütte 'rumliegen finden. Es wird ein bißchen Überredungskunst notwendig sein, um sie aus diesem Kri-Indianer 'rauszukriegen. Ich wünsche, daß du die Klappe hältst und tust, was ich sage."

Smeltz nickte und öffnete den Mund, schloß ihn aber schnell wieder, ohne zu sprechen, denn ein heftiger Windstoß traf ihn. Mit dem Wind kam ein stechender Wirbel staubfeinen Schnees, der ins Gesicht und in die Augen biß.

„Es wird einen Sturm geben, an den du denken wirst", knirschte Coby grimmig, als er sich wieder zu der Hütte wandte.

Smeltz rutschte hinter seinem Anführer her. Es kroch ihm kalt über den Rücken, und er hatte ein unangenehmes Vorgefühl im Magen. Plötzlich wünschte er, er wäre oben bei den Felsen geblieben, wo er vor dem Winde geschützt war. So stark war diese innere Warnung, daß er anhielt. Coby drehte sich halb um und winkte, ihm zu folgen. Sie waren jetzt dicht bei der Hütte. Smeltz packte den Lauf seines Revolvers und stampfte weiter.

Vergebliche Hoffnung

Zwei-Grau-Hügel saß am Feuer in der Hütte und sah schwermütig zu, wie Rotreiher das Abendessen richtete. Rotreiher brachte die Keule eines Bockes und legte sie auf die glatte Fläche eines längsgespaltenen Stammes, der als Tisch diente. Er strich mit seinem scharfen Jagdmesser quer über das gefrorene Fleisch und säbelte geduldig daran herum. Endlich gelang es ihm, ein ordentliches Stück Wildbret herunterzuschneiden. Dies tat er in einen Topf, in dem getrocknete Erbsen und Bohnen am Feuer schmorten.

Was Zwei-Grau-Hügel an Appetit fehlte, ersetzte voll und ganz Mister Jim, der ein wenig von der Glut fortgerutscht war. Der große Bär beobachtete jede Bewegung Rotreihers, seine Äuglein glitzerten, und seine Zunge tropfte.

Zwei-Grau-Hügel dachte nach. Seit geraumer Zeit dachte er immerzu im Kreise herum. Rotreiher hatte den Mund noch nicht aufgetan, um irgendein hilfreiches Wort zu sprechen. Es sah aus, als ob der gutmütige Mister Jim dazu verdammt wäre, ein ausgestopfter Bär zu werden — ein Teil der Sammlung eines reichen Mannes in einer Jagdhütte oder in der Halle seiner Trophäen. Der indianische Jäger verstand nicht viel von diesen Sachen, aber er wußte, daß seinem dicken Kumpan der Tod drohte. Zwei-Grau-Hügel war ein Kind der Natur, und Mister Jim war wie sein eigen Fleisch und Blut, ein Bruder in der Wildnis.

Rotreiher brummte und langte nach dem Krug in der Nische hinter dem Herd. Mister Jim quietschte vor Vergnügen, als der Krug herunterkam. Aber er sank betrübt in sich zusammen, als der alte Mann den Kork nicht herauszog. Für den zottigen Bären war das Herausziehen des Korks aus dem Sirupkrug ein hochwichtiger Anblick. Nächst dem Zusehen, wie die schwarze Leckerei sich in Kringeln über sein Futter ergoß, war dies das Aufregendste, was in der Hütte vorkam.

Zwei-Grau-Hügel richtete sich plötzlich auf. Er war zu einem sehr wichtigen Entschluß gekommen. Es war sehr schwer gewesen, ihn zu fassen, aber sein ganzes Trachten war jetzt darauf eingestellt. Rotreiher würde nicht zustimmen, das war ziemlich sicher, aber der Plan war für Mister Jims Rettung die einzige Hoffnung. Rotreiher rührte emsig den dampfenden Inhalt des Topfes um.

„Ich weiß, was tun." Die Worte Zwei-Grau-Hügels, die lauter als gewöhnlich gesprochen waren, unterbrachen das lange Schweigen.

Rotreiher rührte weiter im Essen und drehte sich nicht einmal um. Ohne die Gleichgültigkeit des alten Mannes zu beachten, fuhr Zwei-Grau-Hügel fort, seinen Plan zu entwickeln, denn er war entschlossen, es zu versuchen.

„Morgen gehe ich zur Furt und nehme Mister Jim mit."

Rotreiher richtete sich auf. „Du nimmst Mister Jim mit für die Kugel des weißen Mannes?" Seine Stimme klang messerscharf.

„Ich gehe zur Hütte von Weißer Elch, meinem Bruder." Zwei-Grau-Hügel machte eine Pause. Rotreiher würde das übrige erraten.

Der alte Mann reckte sich, seine Augen wurden dunkel. „Du bittest Weißen Elch um sechzig Pelze?" Sein Blick durchbohrte seinen jungen Freund.

Zwei-Grau-Hügel nickte und bewegte sich unbehaglich unter dem anklagenden Blick des alten Jägers.

„Weißer Elch hat deine Frau und dein Kind und seine eigene junge Squaw in der Hütte. Du willst von seinem Fang weggeben, um einen Bären zu behalten, den du in der Schlagfalle töten würdest unter den dichten Espen, wenn der Frost über die Berge kommt?" Die Stimme des alten Mannes schwoll an.

„Mister Jim ist mehr als das", verteidigte sich Zwei-Grau-Hügel. „Er gehört zu meiner Familie. Wir teilen das Mahl, und wir schlafen zusammen."

„Ja, aber er ist auch ein Bär", entgegnete Rotreiher. „Vielleicht werden viele Pelze gebraucht, um Nahrung zu kaufen. Es fällt sicher noch mehr Schnee. Es wird Hunger und Tod im weißen Lande geben. Dies ist ein Winter, wie ihn der Große Geist sendet zur Strafe für solche wie dich und die weißen Männer." Rotreiher war jetzt ernstlich aufgebracht.

„Ich gehe. Es ist der einzige Weg", wiederholte Zwei-Grau-Hügel hartnäckig.

„Und du wirst dich am Ende von diesem Bären nähren müssen, ehe die Blumen wieder aufbrechen." Rotreiher riß den Topf vom Feuer und krauste die Nase über dem Dampf.

Mister Jim rutschte näher und ließ einen rumpelnden Laut aus seiner zottigen Brust hören. Ein Auge ruhte auf dem Sirupkrug, das andere auf dem schmackhaften Dampf aus dem Topf. Rotreiher langte mit der Kelle tief hinein in den Topf. Während er dies tat, zog er mit dem Fuße Mister Jims großen Napf näher heran. Er füllte ihn fast bis zum Rand, und dann wurde der Krug aufgemacht. Als der schwarze Strom sich über das dicke Gericht schlängelte, rückte Mister Jim dicht heran, außerstande, sich zurückzuhalten. Trotz all

der Bitterkeit, mit der er von dem dicken Gesellen gesprochen hatte, lächelte Rotreiher ihm jetzt langsam und beinahe traurig zu, als er dem ungeduldigen Bären sein Fressen hinschob.

Zwei-Grau-Hügel aß wenig. Es wurde nichts mehr über die vor-

geschlagene Reise gesagt, aber der alte Jäger holte die Schneeschuhe seines Freundes neben der Tür hervor und prüfte die Sehnen, während er aß. Mit der einen Hand schöpfte er das Fleisch und die braune Tunke auf einem Holzlöffel heraus und stopfte seinen Mund voll, mit der andern prüfte er die Spannung der Sehnen und Lederstreifen.

Es war nicht eilig, die Reifen vorzubereiten, und doch arbeitete Rotreiher daran. Warum er es tat, wurde später klar. Nachdem Zwei-Grau-Hügel ein wenig gegessen hatte, stand er auf und machte seine Last für den nächsten Tag zurecht. Rotreiher hätte sich an den Vorbereitungen nicht beteiligen können, wenn er gewartet hätte.

Beide Männer schliefen fest, mit der Fähigkeit, wie sie den Kindern der Natur eigentümlich ist. Der nächste Tag würde genug Mühsal bringen. Ruhe würde sie stark machen, es zu überstehen. Mister Jim begriff nicht, warum seine Freunde so zeitig zur Ruhe gingen, doch war er immer bereit zu einem Nicker, wenn es warm war. Also legte auch er sich hin und schnarchte bald mit seinen Gefährten.

Am nächsten Morgen war Rotreiher als erster auf, um ein heißes Frühstück für die Reisenden zu bereiten. Er kochte einen Topf Kaffee, ein Genuß, der für besonders festliche Gelegenheiten oder schwierige Beratungen aufgehoben wurde. Kaffee war ein Luxus, und es gab nur sehr wenig davon in der Hütte. Tee war immer in Mengen da, seit die weißen Händler kamen.

Zwei-Grau-Hügel roch den Kaffee und setzte sich auf. Es war augenscheinlich, daß sein alter Freund und Lehrer etwas Wichtiges zu sagen hatte, oder er gab nach und stimmte nun zu, daß Zwei-Grau-Hügels Plan klug war, und wünschte darum dafür zu sorgen, daß die Fahrt gut begonnen würde.

Über den rauchenden Kaffeebechern hielt Rotreiher eine kleine Rede. „Du solltest Mister Jim mitnehmen, über den Bergkamm gehen und auf der andern Seite herunter. Laß ihn da bei Kri-Charlie. Du wirst unterwegs an den Händlern vorbeikommen und kannst dich verbergen, wenn sie auf dem Pfad sind. Laß den Bär bei Kri und sag, er ist fortgelaufen. Kri kann ihn tief in die Berge bringen nächsten Frühling." Rotreiher richtete einen scharfen Blick auf Zwei-Grau-Hügels Gesicht, um zu sehen, wie er die Rede aufnahm, die bei weitem die längste war von allen Reden, die Rotreiher je in seinem Leben, selbst im Kriegsrat, als er noch jung war, gehalten hatte.

Zwei-Grau-Hügel blickte angespannt ins Feuer, dann trank er seinen Kaffee aus und setzte die leere Blechdose hin, die als Tasse gedient hatte. „Ich hab' mein Zeichen als Unterschrift gegeben. Der Statthalter an der Furt hat das Papier gelesen. Ich würde mich selbst belügen, und alle, die hier wohnen, würden es wissen, selbst wenn es der weiße Mann nicht tut."

Rotreiher stand auf. „Geh!" sagte er ganz ruhig. „Ich bleibe und bewache diese Pelze. Du kommst bald, und wenn du die sechzig nicht hast, dann machen wir die Hütte zu und bringen, was wir an Nahrung haben, zu den Squaws."

Zwei-Grau-Hügel stand auf und fing an, seine schweren Elchledermokassins zuzuschnüren. Er wußte, Rotreiher war auf seiner Seite. Der alte Krieger hatte nachgegeben, und Zwei-Grau-Hügel fühlte sich sehr erleichtert.

Draußen vor der Hütte sahen Mister Jim und sein Herr zum Himmel auf. Rotreiher schüttelte den Kopf. „Sturm kommt. Weißer Tod im Hochland. Vor vielen Monden kam Sturm wie dieser. Rotreiher jung. Kein Fleisch, keine Pelze."

„Es wird nicht so schlimm werden." Zwei-Grau-Hügel besaß die Zuversicht der Jugend und konnte nicht glauben, daß das wildreiche Unaweep ein Platz der Hungersnot werden könnte oder würde. Er sollte noch lernen, wie nichtig und gering sein Wissen war.

„Ich bleibe", sagte Rotreiher und wandte sich zur Hütte zurück.

Zwei-Grau-Hügel begab sich den Hang hinunter, Mister Jim trottete hinter ihm her. Er würde den großen Bären auf der Rückreise brauchen, falls er die sechzig Pelze borgen konnte. Die Reise abwärts zur Furt war ein langer, harter Tagesmarsch. Zurück würde sie zwei Tage dauern, weil es bergan ging. Eine Meile nach der andern glitt in weißem Schweigen hinter sie. Nur das Grün der schneebeladenen Fichten und das Stahlblau der ragenden Berge unterbrach das eintönige Weiß der Welt um die unverdrossenen Wanderer.

Über ihnen zur Linken sauste ein Schneebrett in gewaltig zerstörendem Wirbel einen Hang herunter. Zwei-Grau-Hügel stand still. Er kannte den Hang, und solange er lebte, war da noch keine Lawine niedergegangen. Er hatte Geschichten gehört, daß die Kämme des Großen Bärengrates losbrachen, aber solange er lebte, hatte da noch nie genug Schnee gelegen. Der reißende Strom von Eis, ausgerissenen Felsen und entwurzelten Bäumen stob hinter ihnen vorbei, und sie gingen weiter. Wenn die Schneerutsche sausen und ihr erderschütterndes Rumpeln vorausschicken, bleibt man am besten stehen. Geht es an einem vorbei, hat man Glück. Wenn man vorwärtsstürzt, gerät man womöglich gerade in den Weg des Verderbens.

Der Pfad der beiden ging jetzt einen schmalen Cañon hinunter. Der Bärenfluß brüllte in seinen eisigen Fesseln unter ihnen, als sie jetzt ins Tiefland kamen. Mittag ging vorüber, und der kurze Nach-

mittag begann zu schwinden. Mister Jim wußte, wohin sie gingen, und bestand darauf, vorauszustapfen. Bei Einbruch der Dunkelheit befanden sie sich dicht bei einem weiten Tal, an dessen Eingang die kleine Siedlung, die Furt, lag.

Zwei-Grau-Hügel stampfte die mit dichtem Schnee bedeckte Straße des verstreut liegenden Dorfes entlang, ohne sich aufzuhalten. Mister Jim war in die Dunkelheit der frühen Nacht verschwunden, um als Herold bei der Hütte von Weißer Elch anzukommen. Die Blockhäuser des Dorfes waren bergehoch mit Schnee bedeckt. Bei jedem Eingang flackerte ein schwaches gelbes Licht durch einen Tunnel, der vor den schmalen Fenstern gegraben war. Die Eingänge waren ebenfalls Tunnel oder eher Löcher. Hier war ein Loch, welches des Statthalters Haus sein mußte, und zwei Öffnungen weiter ein anderes, das den winzigen Handelsposten bedeutete.

Der Jäger eilte von der Hauptstraße ab und schlug einen schmalen, aber ausgetretenen Pfad ein. Er folgte ihm hundert Ellen, bis er vor einem Berg hochgeschaufelten Schnees endete. Unter diesem Haufen war die Hütte, die Weißer Elch gehörte. Als seine in weichen Mokassins steckenden Füße, von denen er beim Betreten

des Dorfes die Schneereifen gestreift hatte, zur Tür der Blockhütte tappten, strahlte plötzlich heller Lichtschein heraus. Die scharfen Ohren von Kleiner Hirsch hatten das Kommen seines Vaters gehört.

Zwei-Grau-Hügel fing seinen kleinen Sohn in den Armen auf und sprang in die Hütte. Einen Augenblick später hielt er Mond-am-Wasser zusammen mit Kleiner Hirsch umfangen. Mister Jim, dessen große Masse fast die ganze Hütte füllte, sah mit einem breiten, wohlgefälligen Schmunzeln zu. Er wartete darauf, daß Kleiner Hirsch herunterkam und auf seinen zottigen Rücken kletterte. Aber er schien zu wissen, daß sein kleiner Herr noch für eine Weile zu tun haben würde.

„Was bringt dich so bald zurück?" Die dunklen Augen von Mond-am-Wasser waren voll Sorge, als sie ihre bräunliche Wange von dem Pelzkragen ihres Gatten hob.

„Ich wollte einmal sehen, wie ihr die Schneezeit zubringt. Aber wo ist Schneeblume? Und war Weißer Elch schon wieder hier?"

„Schneeblume ist im Handelsposten, aber in einer Stunde wird sie zurück sein. Weißer Elch kommt oft heim, wie es sich gehört für einen, der erst so kurze Zeit mit Schneeblume verheiratet ist. Er sollte morgen früh kommen. Wenn er nicht kommt, wird sie betrübt sein und nicht essen." Mond-am-Wasser lächelte und kniff ihren Mann in die Wange. „Du bist in der ersten Zeit öfter gekommen."

Zwei-Grau-Hügel nickte und setzte Kleinen Hirsch, der mit großen Augen zugehört hatte, neben Mister Jim. In einer Minute war der Junge oben auf dem großen Bären und schrie vergnügt mit seinem hellen Stimmchen. Mister Jim machte einen Buckel und tat sich gewaltig, als wolle er den kleinen Krieger abwerfen.

„Wir könnten uns nie von Mister Jim trennen", wisperte Mond-am-Wasser sanft.

Zwei-Grau-Hügel nickte und sprach plötzlich von anderen Sachen. „Hatte Weißer Elch viel Glück auf seiner Fallenstrecke?" Er war ein bißchen zu nahe an der Siedlung, aber war ein guter Jäger.

Seine Frau schüttelte den Kopf. Weißer Elch mußte jeden Kniff anwenden, den er kannte, um einen guten Fang zu machen. Der Winter war schlimm. Und es ging das Gerede von einer Fleischknappheit, denn der Elch und das Rotwild trieben immer weiter herunter nach Süden, um in eine Gegend mit weniger Schnee zu kommen. Seit über einem Monat war keine Lieferung mehr von außerhalb hereingekommen. Der Statthalter hatte gesagt, daß jeder Mann alles Wild erlegen müsse, dessen er habhaft werden konnte, und daß jede Squaw sparen müsse.

„Es wäre gut gewesen, Mister Jim in der Unaweep-Hütte zurückzulassen. Er frißt viel, und der Statthalter wird es nicht leiden wollen. Aber wir können ihn verstecken und drinnen verbergen —" Mond-am-Wasser wurde nachdenklich.

„Wir werden nichts zu leiden haben", versprach Zwei-Grau-Hügel, aber sein Herz wurde immer schwerer.

Die nächste Viertelstunde dachte er sehr tief nach. Er hatte beabsichtigt, Weißer Elch zu bitten, ihn sechzig Pelze zur Hütte ins Unaweep mitnehmen zu lassen, damit er und Rotreiher nicht zurückzukehren brauchten, sondern bleiben und jagen konnten. Jetzt hatte er nicht einmal den Mut, seiner Frau zu sagen, warum er gekommen war. Schließlich stand er auf und zog seine Fausthandschuhe an.

„Ich muß gehen und den Statthalter sprechen. Ich komme bald zurück. Behalt Mister Jim drin." Er beugte sich herunter und piekte mit dem Finger nach Kleiner Hirsch, der vergnügt gluckste, aber seinen Halt auf dem zottigen Rücken Mister Jims nicht loslassen wollte.

Zwei-Grau-Hügel ging geradenwegs zur Hütte des Statthalters, der eigentlich nur ein Friedensrichter war, dem aber eine fast unumschränkte Macht über Händler und Indianer verliehen wurde. Der Jäger klopfte und wurde eingelassen.

Ebon Winters war ein Waldmann. Er war streng, und sein Gesicht war von Wind und Wetter gefurcht. Seine Augen hatten den weitschauenden Blick, der immer voll Verlangen über den engen Horizont hinaussehen will. Ebon hatte viele Male das Gesetz in die entferntesten Orte getragen. Er war stets ein Mann der Grenze gewesen, ein Siedler der neuen Gebiete.

„Hallo, mein Junge!" grüßte er den Besucher. „Komm 'rein und setz dich."

Zwei-Grau-Hügel blieb stehen und kam sofort auf die Sache, die ihm am Herzen lag. „Sie wissen von meinem Bären und dem Papier, das Coby hat?" fragte er geradezu.

Der Statthalter nickte. „Du kannst ihn nicht bezahlen?" fragte er. „Wirst deinen Bären verlieren?" Seine matten Augen blickten gütig.

„So ist's, wenn ich nicht Hilfe bekomme." Zwei-Grau-Hügel sah hoffnungsvoll in die Augen des Richters.

Winters schüttelte den Kopf. „Coby und Smeltz haben ein Angebot von tausend Dollars für den Bären, und sie wollen ihn haben. Andrerseits, mein Junge, wenn man bedenkt, wie der Winter eingesetzt hat und wie knapp die Lebensmittel sind, scheint es, als hätten sie dir den vollen Wert gegeben."

„Sie sagen, ich muß die Pelze jetzt haben. Ich dachte, es war Frühjahr gemeint", erklärte Zwei-Grau-Hügel.

„Du hast die Schule besucht?" fragte Winters plötzlich.

„Sehr wenig."

„Du kannst lesen und schreiben?"

„War nicht lange genug in Schule. Ich rede, aber schreibe und lese nicht", sagte Zwei-Grau-Hügel langsam.

Winters nickte. Das war eine gewöhnliche Sache bei den Indianern. „Das Gesetz sagt, daß dein Zeichen gilt. Auf jeden Fall fürchte ich, werden wir deinen Bären als Nahrung brauchen. Natürlich, wenn er noch dein Bär ist, können wir ihn nicht wegnehmen. Doch wenn er Cobys Bär ist und er ihn zum Ausstopfen braucht, kann er getötet und das Fleisch verwendet werden." Als er den Ausdruck des Schmerzes in den Augen des Jägers gewahrte, fügte Winters freundlich hinzu: „'s ist hart, aber wir müssen alle essen, und die Pfade bleiben möglicherweise verschlossen, so daß keine Hundeschlitten durchkommen."

Schweigend senkte Zwei-Grau-Hügel den Kopf und schritt in die Nacht hinaus. Auf dem Weg zu Weißer Elchs Hütte zurück faßte er einen Entschluß. Er würde mit Mister Jim ins Unaweep zurückkehren. Er und Rotreiher würden alles übrige Fleisch und die Lebensmittel an die Furt zurückschaffen für die Squaws und den Kleinen. Dann würden sie Fleisch jagen gehen. Mister Jims Schicksal war besiegelt.

In der Hütte fand er Schneeblume, die auf dem Boden mit Mister Jim und Kleiner Hirsch spielte.

„Du bist noch traurig, wenn dein Jäger fort ist?" versuchte Zwei-Grau-Hügel leicht und neckend zu sagen.

Schneeblume lächelte, als sie den Kopf schüttelte.

Den großen Augen von Mond-am-Wasser entging Zwei-Grau-Hügels heimlicher Kummer nicht. Sie beschloß, sobald Schneeblume schlief, die Geschichte aus ihrem Mann herauszuholen. Sie hatte ein Recht, seine Sorgen zu teilen, und sie wußte, daß er unglücklich war.

Schneeblume stand lachend auf. „Ich bin glücklich", sagte sie.

Kleiner Hirsch schlief ein und lag in einer der großen Tatzen Mister Jims. Der war selbst müde von dem tiefen Schnee, den sie den ganzen Tag auf dem Pfad hatten, und schloß sich dem kleinen Jäger mit einem rumpelnden Schnarchen an. Schneeblume rollte sich in eine Decke und drehte das Gesicht zur Wand.

Mond-am-Wasser wartete, bis sich die schwere Decke auf den Schultern der Schwester in regelmäßigen Atemzügen hob und senkte. Dann legte sie ein neues Scheit ins Feuer und setzte sich zu Zwei-Grau-Hügels Füßen nieder. Er sah lächelnd auf sie herunter. „Wir müssen auch schlafen, denn ich muß früh beim Morgengrauen zurück."

„Wir schlafen nicht, bis du mir nicht von deinen Sorgen erzählt hast", sagte seine Frau sanft, aber entschieden.

„Warum denkst du an Sorgen?" Zwei-Grau-Hügel versuchte ein wenig zu lachen.

„Ich weiß", sagte sie ruhig. Plötzlich fühlte der Jäger, daß er sprechen müsse. Es würde später für sie alle leichter sein. Mond-am-Wasser konnte sich eine Geschichte ausdenken, die sie Kleiner Hirsch erzählen würde, und das würde helfen.

Er begann langsam, alles so kurz zu berichten, wie er konnte. Er endete, ohne die Stimme zu heben. „So verlieren wir Mister Jim durch meine eigene Schuld. Ich kann Weißer Elch nicht um Pelze bitten, wenn der Winter so hart ist."

Mond-am-Wasser nickte und streichelte ihres Jägers Knie. „Du konntest es nicht wissen. Das Papier war schlecht, und der weiße Cobb log." Ihre Stimme wurde ein wenig scharf bei den Worten.

„Rotreiher wußte, ohne zu lesen, aber ich habe ihn nicht gefragt", sagte Zwei-Grau-Hügel traurig.

„Jetzt schlafen wir. Alles geschieht so, wie es gut ist", entgegnete Mond-am-Wasser. „Kein Wort mehr heute abend."

Beide schliefen fest, obgleich sie unruhig träumten und früh erwachten. Zwei-Grau-Hügel mußte etwas essen, und Mister Jim bekam sehr viel. Mond-am-Wasser konnte es nicht übers Herz bringen, dem dicken Gesellen jetzt etwas abgehen zu lassen. Kleiner Hirsch wurde geneckt und gepiekt, bis er fast Löcher in den kleinen dicken Bauch bekam. Dann machte sich Zwei-Grau-Hügel auf den Weg. Schneeblume wachte nicht auf.

Eigentlich hatte Zwei-Grau-Hügel bleiben wollen, um mit seinem Bruder zu sprechen, aber er fürchtete, was Ebon Winters mit Mister Jim tun würde, wenn er den Bären in der Niederlassung fand. Und der Jäger mußte seinen dicken Kumpan noch so lange wie möglich bei sich haben, wenn auch die schmerzliche Trennung unvermeidlich war.

Sie marschierten den Pfad stetig hinauf und waren bald von einem weißen Schweigen verschlungen, das nur von einem Krachen unterbrochen wurde, sooft Mister Jim einen kräftigen Ast abbrach, wenn er sich durch den Schnee wühlte.

Für die Nacht bereiteten sie sich ein Lager dicht neben einer Tannengruppe, die fast allen Schnee abgefangen hatte. Zwei-Grau-Hügel hatte keine Decke, aber schon oft hatte er früher Mister Jim als solche gebraucht. Er nahm sein Beil aus dem Gürtel und schlug viele dicke Zweige, um einen Windschutz zu bauen. Dann machte er ein Feuer. Es war noch nicht dunkel, aber Zwei-Grau-Hügel wußte, daß sie weiter oben auf dem Berg keinen so guten Schlupfwinkel finden konnten.

Als er seinem kleinen Feuer Holz nachlegte, ließ ihn plötzlich eine Stimme hinter sich zusammenfahren. Er drehte sich um, das Holz in seinen Händen fiel auf den Boden. Vor ihm stand Weißer Elch; der junge Indianer hatte einen schweren Ballen auf der Schulter.

„Du läufst schnell vor der Hilfe davon", schmunzelte er.

„Ich laufe schnell ins Unglück zurück", sagte Zwei-Grau-Hügel langsam, in seiner Stimme verriet sich Erstaunen.

„Ich bring' dir sechzig Pelze", sagte Weißer Elch schlicht.

„Woher weißt du? Hat Mond-am-Wasser . . .?" Zwei-Grau-Hügels Augen wurden plötzlich ganz dunkel bei dem Gedanken.

Weißer Elch schüttelte den Kopf. „Schneeblume hat nicht geschlafen. Du solltest wissen, daß Frauen Sorgen wittern können. Schneeblume wußte, daß du etwas verbirgst."

„Du mußt am Morgen mit deinen Pelzen zurückgehen", sagte Zwei-Grau-Hügel fest.

„Schneeblume und ich haben miteinander geredet. Wir wollen auch einen wie Kleiner Hirsch haben und wollen, daß Mister Jim da ist, mit ihm zu spielen. So ist das. Ich gehe morgen ohne meine Last zurück. Jetzt bin ich hungrig. Du machst einen schlechten Pfad mit den tiefen Löchern von Mister Jim." Es stand fest, die Pelze mußten dableiben.

Zwei-Grau-Hügel machte ein Essen für zwei zurecht, aber die Brüder sprachen wenig, denn diese Abendmahlzeit war die erste seit mehreren Tagen, die der ältere Bruder mit wirklichem Genuß verzehrte.

Am nächsten Morgen heulte ein Sturm, aber die Brüder trennten sich sorglos. Jeder war ein Sohn des Pfades, und sie fühlten sich sicher. Zwei-Grau-Hügel war sehr glücklich. Er hatte versprochen, nach der Furt zurückzukehren, um Weißer Elch zu helfen, Fleisch zu jagen. Sie würden zu den Sitten ihrer Väter zurückkehren und ohne die Lieferungen des weißen Mannes leben. Es würde nicht schwer sein. Und Zwei-Grau-Hügel mußte die sechzig Pelze nehmen.

Die Lawine

Dämmerung senkte sich über das Unaweep, als Zwei-Grau-Hügel glückstrahlend in die Hütte 'reinplatzte. Rotreiher hatte ein schönes, prasselndes Feuer, das fast das Brüllen des Sturmes übertönte. Der alte Mann lächelte, als er das Bündel Pelze sah, das Zwei-Grau-Hügel auf den Boden warf. In einer Wolke feinen Schnees schob sich Mister Jim herein. Sein Gesicht war eine Masse von Rauhreif und Pulverschnee. Er schnaufte mächtig und schnopperte hungrig.

„Es gibt Schmorfleisch, und viel", versicherte Rotreiher.

„Es gibt auch Süßes und Kaffee", versprach Zwei-Grau-Hügel, als er aus seinen Pelzen schlüpfte.

Das Abendessen wurde ein kleines Festmahl. Mister Jim machte sich dran und fraß mehr, als zwei Bären zukam. Zwei-Grau-Hügel verlangte, daß Rotreiher nicht knapsen solle. Er sprach zu dem alten Jäger noch nichts von ihren Plänen. Sie würden reichlich genug haben, und auch in der Siedlung daheim würde es keinen Hunger geben. Davon war er fest überzeugt.

„Der Sturm hält viele Nächte an", behauptete Rotreiher. „Wir brauchen im Unaweep nicht zu warten, bis er vorbei ist. Es wird im Schnee keine Fährten geben."

Nun erzählte Zwei-Grau-Hügel von den Plänen, die er mit

seinem Bruder geschmiedet hatte. „Wir werden Fleisch und nicht Pelze jagen. Du kannst bei den Frauen bleiben, und Weißer Elch und ich werden nach den tiefergelegenen Siedlungen durchkommen. Es wird nicht schwer sein. Die weißen Händler trotzen dem Winter nicht, wenn er böse ist, aber wir tun's."

Rotreiher nickte schläfrig und legte die Pfeife beiseite. „Jetzt schlafen wir", brummte er.

Mister Jim schlief schon. Die lange Reise hatte ihn viel mehr als seinen Herrn ermüdet, weil er tief in die Schneewälle eingesunken war, über die Zwei-Grau-Hügel mit seinen Schneereifen hinweggleiten konnte.

Draußen wütete der Sturm, und feiner Schnee fiel unaufhörlich in Wirbelstürmen vom Norden hergetrieben. Der Wind fegte über den Bergkamm, der hinter der kleinen Hütte aufragte, und stob einen Vorhang von Schnee über das Tal. Dieser Schnee fiel zusammen mit dem, der von dem bleiernen Himmel herabsank, auf den vereisten Seiten des Berges nieder und ballte sich im Wald zu hohen Schanzen auf. Die Kante der Bergwand hing allmählich weit über, als ein großes Schneebrett sich darauf hinausbaute. Diese Schneewehe ballte sich dick zusammen, bis sie hart wie Eis war und auf dem Berg eine kristallene Krone bildete.

Gegen Mitternacht kam ein Besucher zur Hütte und wanderte ein paarmal rundherum. Der Fremdling war kurzbeinig und kräftig gebaut. Er schnüffelte und brummte und machte an jeder Ecke halt, um die sonderbare Höhle zu untersuchen, worin die Menschentiere hausten. Es war Carcajou, der von der Marderstrecke heruntergestiegen war, um sich ein Mahl zu rauben. Die Fallen an der ganzen Strecke hatten seit Tagen erbärmlich wenig gebracht, und Carcajou war gezwungen, sich auf die Suche nach etwas Eßbarem zu be-

geben. Er besah sich die Hütte sehr sorgfältig und probierte sogar an der Tür herum.

Es war ihm klar, daß er nichts tun konnte, um seinen leeren Wanst hier am Blockhaus zu füllen. Da blieb nichts anderes übrig, als sich aufzumachen und zu jagen. Und Jagd in dem blindmachenden Sturm, der über das Tal strich, bot wenig Hoffnung auf etwas Eßbares. Schließlich wandte er sein schwarzes Gesicht nach dem oberen Bergsattel und machte sich nach dem Tal jenseits der Kuppe auf. Er kümmerte sich nicht um den Sturm. Der mußte genau so verachtet werden wie jede andere Macht, die sich ihm entgegenstellte.

Sein Weg führte ihn auf demselben unbezeichneten Pfad entlang, den Coby und Smeltz eingeschlagen hatten. Carcajou wußte bald, daß er sich auf einem Pfad befand, der erst vor ein paar Tagen gebraucht worden war. Der treibende Wind hatte alle Spuren auf dem Bergrücken verweht. Die schwere weiße Decke des Neuschnees hatte die Zeichen im Tal ausgelöscht. Aber Carcajou hatte seine eigene Art, Bescheid zu wissen. Da war ein großer Baumstumpf, wo ein Hundegespann gleich unterhalb der Bergkuppe haltgemacht hatte. Misko hatte diesen Stumpf gekennzeichnet, und das übrige Gespann hatte allerlei Gerüche zurückgelassen, die an den vorstehenden Felsenecken und dem Unterholz hafteten.

Carcajou schnaubte, als er diese Merkzeichen wahrnahm. Da mußte eine Stelle in der Nähe sein, wo die Gesellschaft zum Mittag- oder Abendessen Lager gemacht hatte. Carcajou hatte an solchen Stellen schon oft seine Leckerbissen gefunden. Er zottelte weiter, bis er zu dem trennenden Berggrat kam. Unter ihm heulte der Sturm in das Unaweep hinein wie ein Kiefernfeuer, das einen rußigen Kamin durchfegt. Vor ihm mitten im Sturm lag die Höllenschlucht.

Oben auf dem Bergsattel fand Carcajou die Stelle, wo Coby

und Smeltz gegessen hatten. Er beroch die Zwiebackdose und buddelte im Schnee. Die Teeblätter wurden herausgeholt und gekostet. Aber sie schmeckten einer Zunge, die nicht daran gewöhnt war, übel, darum wurden sie sorgfältig wieder vergraben. Eine halbe Stunde weiteren Spürens ergab nur ein Stück Zwieback. Die leere Zwiebackdose wurde vom Pfad fortgetragen und vergraben. Carcajou hätte nicht recht sagen können, warum er gerade das glänzende Stück Metall nahm. Er tat eben nur, was alle Vielfraße getan haben, seit das erste Riesenwiesel voll bepelzt und bewaffnet aus den Zauberwäldern des Großen Geistes sprang.

Carcajou setzte sich mit dem Rücken gegen den treibenden Sturm und überlegte seine Aussichten auf ein Fressen. Seine scharfen Ohren waren auf das Kreischen der Elemente abgestimmt. Sein Puls schlug schneller, als der Wirbelsturm von Schnee und treibenden Eisstücken ihn packte. Er hätte sich auf die geschützte Seite des Berges begeben können, tat es aber nicht. Er forderte den Wind heraus, ihn wegzureißen.

Durch das Brüllen des Sturmes klang jetzt ein fürchterliches Grollen. Carcajou richtete sich plötzlich auf. Das Grollen erstarb und erhob sich wieder zu einem Brüllen. Ganz in der Nähe fing ein Schneerutsch an, loszugehen. Dicht unter seinen Füßen war die große Schneekante, die über die steile Kuppe hinaushing, losgebrochen. Die Tonnen und aber Tonnen zusammengeballten Eises waren zu schwer geworden für die Knieholztannen und gedrungenen Balsamfichten, die sich an den Rand des Kammes klammerten. Die ganze Masse war in einer Länge von einer Meile längs des Grates losgerutscht. Erst ein Stückchen, dann einen halben Meter weit, anfangs sich kaum rührend, dann in voller Breite losbrechend und auf der Kante wie ein hohes Messer aufsteilend.

Carcajou hörte es, rührte sich aber nicht. Oben auf dem Berggrat war er sicher. Unter ihm aber, auf dem Pfad, den er eben heraufgekommen war, würde es Tod und Entsetzen geben.

Der Rutsch sauste die ersten hundertfünfzig Meter an der fast senkrechten Bergwand zischend herunter. Schneeströme schossen durch die Luft, aber die große Masse bewegte sich wie ein schwerer Körper. Dann schlug sie auf den mit Felsbrocken bestreuten und bewaldeten Hang unter dem Gratfelsen. Das Zischen verwandelte sich in ein knirschendes Kreischen, das den ganzen Berg schüttelte. Große Bäume erbebten und schlugen hin, um wie Gespenster aus dem Wirbel aufzutauchen. Der Zweige beraubt und verstümmelt, schossen sie hoch und fielen wieder zurück, um in der brodelnden Masse zermalmt zu werden. Ein hervorspringender Felsen, der seit Jahrhunderten gestanden hatte, schmolz vor dem Ansturm dahin und endete als ein paar zerschmetterte Trümmer oder zerriebener Sand im Bett des Bösen Baches.

Immer schneller werdend, schoß der Schneerutsch den Hang hinunter. Keine Macht hätte ihn aufhalten können, und nichts konnte in seiner brodelnden Wucht leben bleiben. Der vor einer Stunde niedergegangene weiße Treibschnee war jetzt ein schmutziges Gemisch von Felsen und zersplitterten Bäumen.

Carcajou fühlte die ungeheure Gewalt der Lawine und fletschte trotzig die Zähne in den Wind. Selbst angesichts dieses Grausens des Schneelandes kannte er keine Furcht und war bereit, ihm seine Herausforderung entgegenzuschleudern. Die Nacht verschlang das brodelnde Ungeheuer. Der Wind erstickte das Donnern des Schnees und das Kreischen der sich krümmenden Tannen und Fichten.

Carcajou stand auf und wandte sich in die Höllenschlucht hinunter. Tief unten im Tal, mitten auf dem Wege der Lawine, kauerte

Zwei-Grau-Hügels Hütte mit ihren schlafenden Bewohnern. Mister Jim schlief nicht fest. Er hatte zuviel von dem süßen Schmorgericht gefressen und schlug mit der großen Tatze um sich, um den spukhaften Angriff eines Ungeheuers aus der Bärenphantasie abzuwehren. Zwei-Grau-Hügel schlief wie jemand, der sich den ganzen Tag in schwerem Marsch durch die kalte Luft gekämpft hat. Rotreiher hatte den Kopf unter seine Decke gezogen, damit ihn die Geräusche, die der unruhige Mister Jim machte, nicht störten.

Mister Jims Träumen wurde immer beklemmender. Vor ihm erschien jetzt eine Wand von Wasser und Felsen, die sich auf ihn herabsenkte. Er brummte und rollte seinen großen Kopf herum. Das niedergehende Grauen grollte so laut, daß der Boden schütterte. Der große Bär regte sich, dann warf er sich zurück. Er drehte sich halb herum, um das Gewicht auf seinem Bauch etwas zu erleichtern.

Die letzte Reihe Tannen oberhalb der Hütte barst mit dem Krachen und Kreischen zerreißenden Holzes. Nur eine kleine dichtgeballte Gruppe rechts neben der Hütte blieb stehen, wo der Rutsch um eine hervorragende Granitkante herumgeschwungen war. Wie ein finsterer Alb glitt die schmutzigbraune Masse in die Lichtung.

Mister Jim bewegte sich und hob den Kopf. Der Aufruhr schüttelte das ganze Haus. Sein Traum war mehr als Traum. Der große Bär stand mit einem Ruck auf und sah sich blinzelnd um. Die Hütte fing an zu zittern. Mit einem mächtigen Schnauben sprang Mister Jim neben den schlafenden Zwei-Grau-Hügel und gab ihm einen Stoß, daß er aus seinen Decken herausflog.

Zwei-Grau-Hügel war sofort wach. Im nächsten Augenblick packte er Rotreiher an der Schulter. „Der Eisrutsch!" schrie er.

Beide Männer waren sofort auf den Füßen und standen sich in der Finsternis gegenüber.

„Kein Zweck, sich zu rühren", brüllte Rotreiher.

„Wir bleiben", schrie Zwei-Grau-Hügel zurück, und ihre Hände trafen sich.

In dem Augenblick schob sich ein großer Körper zwischen sie. Holz zerbarst und splitterte. Nur einem Instinkt folgend, klammerten sich die beiden Männer krampfhaft in den dicken Pelz Mister Jims, ohne irgendeinen Zweck dabei zu verfolgen. Die Hütte erbebte bis in den Grund, und Mister Jim stürzte vorwärts. Er krachte durch die schwere Tür, als wäre sie ein dünnes Brettchen, und machte einen Satz hinaus. Die zermalmten Felsen hatten die Luft mit Schwefel erfüllt, und schmutzige Brocken wirbelten um sie her. Die Hütte schien in die Höhe zu steigen und verschwand dann. Mister Jim stemmte seine große Kraft dagegen, um zu verhüten, daß er und seine Herren in die Hütte zurückgerissen wurden. Er konnte gegen den Wirbelsturm nicht an, sondern sprang mit ihm den Hang herunter über die Lichtung.

Eine mächtige Tanne, ihrer schweren Äste beraubt und mit der gänzlich abgeschabten Rinde wie ein nacktes Gespenst aussehend, steilte hinter ihnen auf und krachte beinahe über sie her. Mister Jim tauchte tief in den Schnee und sprang wieder hoch. Ein paar Sekunden sah es aus, als ob er den Kampf verlieren würde. Er wurde zerschlagen und zerstoßen, fiel aber nicht ein einziges Mal hin.

Die Granitkante, die die Lawine gespalten hatte, rettete die drei Jäger. Mister Jim focht sich zu einem Streifen ruhigen Schnees durch und hielt an. Zwei-Grau-Hügel lockerte den Griff und tastete nach Rotreiher.

„Bist du heil, Rotreiher?" schrie er über das Tosen des Windes und der Lawine.

„Ich bin da", rief Rotreiher von der andern Seite Mister Jims. „Bin nicht verletzt."

„Das ist gut." Zwei-Grau-Hügel war sehr erleichtert.

Die beiden Männer kauerten sich neben ihren Retter und lauschten. Man konnte bei dem dichten Treiben des Sturmes nichts sehen. Die Lawine raste so schnell vorbei, wie sie gekommen war, wütete über den Bösen Bach und wogte an der andern Seite herauf, schnitt tiefe Schneisen in den Wald und rollte eine halbe Meile den steilen Hang des Unaweep hinauf.

„Wir müssen hier haltmachen bis zum Tageslicht", schrie Rotreiher.

So blieben sie auf der geschützten Seite der Granitwand, die sie gerettet hatte. Sie hatten keine Faustthandschuhe und nur ein paar Streichhölzer. Aber im Augenblick waren Streichhölzer sehr unwichtig. Wenn sie versucht hätten, ein Feuer zu machen, hätten sie sich der letzten Möglichkeit beraubt, überhaupt etwas Wärme zu erhalten. Keiner hatte eine Mütze, und die Temperatur war weit unter

Null. Mister Jim löste das Problem. Sie brauchten ihn als Decke und Ofen. Im Schutz seines zottigen Leibes verbrachten sie die Nacht.

Die graue Morgendämmerung enthüllte ein trauriges Bild. Der Sturm wütete noch, aber sie konnten jetzt sehen, was geschehen war. Sich einen aus ihren Hemden gerissenen Wollfetzen um den Kopf bindend, übersahen sie die Vernichtung, die die Lawine angerichtet hatte. Wo die Hütte gestanden hatte, war nun die tief ausgehöhlte krumme Bahn der Lawine. Die Erde und der schwarze Humus der Prärie waren fortgerissen, und ein mit rauhen Felsbrocken bestreutes Ödland war alles, was übriggeblieben war. Nicht ein Stück Holz der Hütte fand sich mehr. Zwei-Grau-Hügel sah traurig zum Bösen Bach hinunter.

„Die hundert Pelze sind fort", flüsterte er heiser.

„Wir müssen Mister Jim zur Furt mitnehmen. Das ist unsere einzige Hoffnung, selbst hinzukommen. Wir haben keine Reifen." Rotreiher tätschelte liebevoll den zottigen Nacken des großen Burschen an seiner Seite.

„Wir können dem Lauf des Rutsches folgen und sehen, ob irgend etwas übriggeblieben ist", sagte Zwei-Grau-Hügel mit einem kleinen Hoffnungsfunken.

„Wir können nur wenig Zeit dranwenden", warnte Rotreiher. „Wenn Sturm abflaut Kälte kommt, und wir erfrieren."

Es lag Weisheit in den Worten des alten Jägers. Wenn die Gewalt des Sturmes brach, würde die Temperatur zu 40 und 50° unter Null sinken. So, wie sie gekleidet waren, bedeutete das den Tod durch Erfrieren.

Rasch begab sich Zwei-Grau-Hügel den Weg, den die Lawine genommen hatte, hinunter. Er fand Holzstückchen, die Teile der Hütte

hätten sein können, und fand die Hälfte einer Decke. Das war alles! Der Rest der Lebensmittel und die Hütte selbst waren tief begraben unter einer Wucht von dreihundert Meter Schnee, Felsen und zerbrochenen Bäumen. Und diese ganze Masse war jetzt hart wie Eis gefroren.

Sie begannen sofort den Marsch das Unaweep entlang nach der Siedlung. Mister Jim schien die Not zu ahnen und sprang voran, den Pfad für seine Gefährten zu brechen. Beide Männer hatten die schweren äußeren Mokassins und ihre Fausthandschuhe eingebüßt. Die Hände in die leichte Lederjacke geschoben und die Köpfe in den Rest der Decke gewickelt, wandten sie sich den Cañon hinab.

Es kam ihnen zugute, daß der treibende Sturm in ihrem Rücken war. Lange mühselige Meilen lagen vor ihnen. Aber Mister Jim zögerte nie und schlug einen Schritt an, der beide Männer in warme Glut brachte.

Der Sturm ließ nicht nach, sondern hämmerte ihnen unaufhörlich auf den Rücken. Der Schnee wurde immer tiefer, als sie ins Tal am Bärenfluß kamen. Zeitige Dunkelheit setzte ein, und immer noch schleppten sie sich mühselig dahin.

Spät abends um zehn Uhr humpelten drei müde und hungrige Wanderer den dunklen Pfad entlang, der der Siedlung als Straße diente. Sie pochten an die Tür von Weißer Elchs Hütte und fanden drinnen Wärme und herzlichen Willkomm.

Weißer Elch war zu Hause, und alle saßen im Kreis um Mister Jim und Kleiner Hirsch herum, als Zwei-Grau-Hügel das Unglück von der Lawine und ihr knappes Entkommen erzählte. Als er geendet hatte, sagte Weißer Elch:

„Wir haben nicht genug Pelze, um Mister Jim zu retten, aber wir können ihn nicht sterben lassen."

Zwei-Grau-Hügel schüttelte den Kopf. „Coby und Smeltz werden wohl schon in einem Tage aus der Höllenschlucht zurückkommen, vielleicht morgen. Sie werden ihr Recht verlangen, und wir können nichts tun."

„Wir haben keinen Platz, ihn zu verbergen. Der Sturm hat alle Pfade verschlossen." Es war das erstemal, daß Notreiher etwas sagte.

„Wir wollen morgen vergessen und heute abend spielen." Mond-am-Wasser hatte gesprochen. Sie stand auf und fing an, ein richtiges Festmahl zu bereiten. So war's die Art ihres Volkes von jeher, die Art aller Wesen der Wildnis. Vergiß alles für den Augenblick. Lebe und lache und warte auf die Stunde des Schmerzes, um zu klagen.

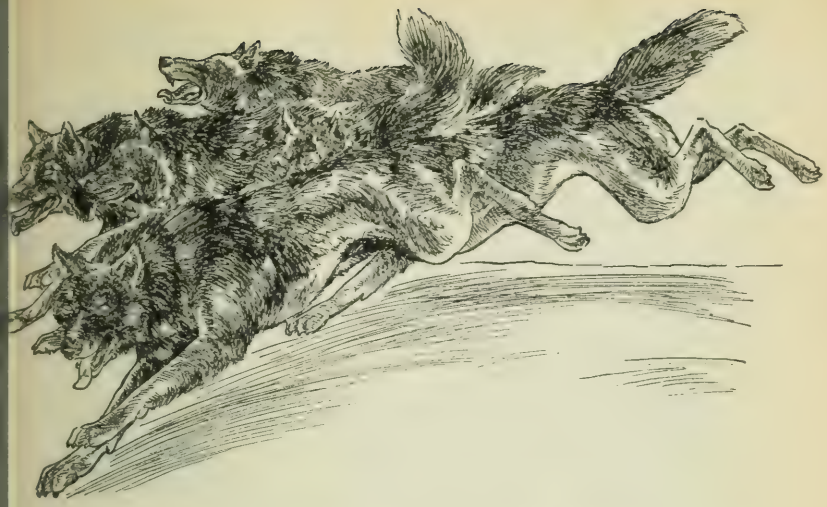
Das Cache

Misko war dicht bei dem Cache mit den Lebensmitteln und dem Schlitten geblieben, die Coby und Smeltz zurückgelassen hatten. Er war ein alterfahrener Waldläufer, der wußte, daß seine Aussichten bei Coby bessere waren, als wenn er frei umherstrich. Die andern Hunde befanden sich in der Nähe auf Nahrungssuche. Nur einer von den angebundenen blieb gefesselt, wie Coby sie verlassen hatte. Es war ein dürrer Kerl, der zu nahe am Verhungern war, um die Kraft zu haben, seine Leine zu zerbeißen. Misko hatte oft die Ketten brechen wollen, die ihn als Sklaven an den Menschen schmiedeten, aber die vielen Jahre, die er sich unter die Peitsche eines Treibers hatte ducken müssen, und auch das behagliche Herumlungern im Lager hielten ihn jetzt gefangen.

Der Sturm, der aus der Höllenschlucht heraufgestiegen war, wütete lauter und stärker. Misko wurde unruhig. Er witterte etwas in dem treibenden Weiß, was er nicht verstehen konnte. Das Geheul eines Wolfsrudels vom nahen Bergkamm reizte ihn zum Antworten.

Sofort erstarb das hungrige Geheul, dann kam es vom Sturm getragen wieder. Sie hatten die herausfordernde Antwort gehört. Die andern Hunde verschwanden im Wald und versteckten sich. Sie fürchteten das Wolfsrudel. Der Gefangene am Baume lag gleichgültig im Schnee.

Ein zweites Heulen schwang durch den Wind. Misko antwortete



trotzig. Diesmal war das Geheul schon näher. Das Rudel kam herbei, um dieser sonderbaren Herausforderung zu begegnen.

Misko trottete fast bis zu dem umgeworfenen Schlitten zurück, drehte sich rasch um und wartete. Das Rudel hatte sich nun eng zusamengeschlossen und kam gerade gegen den Sturm den Abhang herunter. Misko heulte lang und laut. Irgendeine geheime Feder in ihm war gesprungen, und er wollte dem Rudel gegenüberstehen.

Aus der grauen Finsternis tauchten Gestalten auf. Der Anführer des Rudels war ein mächtiger Rüde mit einer schwarzen Schnauze. Dicht auf seinen Fersen rasten vier kleinere Wölfe. Als diese Bande Misko fest aufgepflanzt sah, wie er ihren Angriff erwartete, schwenkten sie ab und verteilten sich fächerartig. Der Leitwolf kam geradeaus heran. Er sprang Misko an die Kehle, als der große Hund sich duckte, um dem Angriff zu begegnen. Beide stürzten als ein schnappender Klumpen hin. Das Rudel stob vorbei und gewahrte die ver-

hungerten Schlittenhunde neben dem Baum. Mit blutdürstigem Geheul gingen sie zum Angriff über.

Miskos breiter Brustkasten hielt dem Anprall des Leitwolfes stand und schleuderte ihn von sich ab. Wie der Blitz packte der Hund zu. Er riß des Wolfs Flanke auf und würde ihn zu Boden gedrückt haben, aber der Führer des Rudels sprang beiseite. Schwindlig torkelnd, besann sich der Leitwolf plötzlich auf Wolfstaktik. Er machte einen Satz, zerriß Miskos Schulter und sprang wieder zurück. Misko warf sich auf den Leitwolf, verfehlte aber den ausweichenden Körper und bekam einen neuen Biß.

Inzwischen war der am Baum angebundene Hund zerrissen und verschlungen worden. Das Rudel stürzte sich nun auf die frei herumlaufenden Hunde. Mit Leichtigkeit wurde das verhungerte Viehzeug überwältigt. Wild die Zähne fletschend, umkreisten sie den Kampf zwischen ihrem Anführer und dem fremden Hund.

Misko drehte sich langsam mit erhobener Schnauze. Der Wolf duckte sich und wich seiner Annäherung aus. Misko stellte sich, als wolle er springen, und der Leitwolf schnellte beiseite. Das brachte Misko auf eine Idee. Er tat wieder, als wolle er springen, und stürzte erst vorwärts, als der große Wolf einen Seitensatz machte. Sein Sprung war nach der Stelle gerichtet, wohin der Anführer des Rudels ausgewichen war. Ihre Leiber krachten zusammen, und Miskos lange Zähne verbissen sich in das dichte Fell an der Kehle des Wolfs.

Der Leitwolf warf sich zurück, dann rollte er über die Seite, aber er konnte den würgenden Biß nicht abschütteln. Sie überkugelten sich mehrmals. Der Atem des Wolfes kam in Stößen. Misko kämpfte sich auf die Beine und biß kräftiger zu. Langsam wurde der Wolf schlapp.

Während die Schlacht wütete, war ein Zuschauer aus dem Wald herausgekommen. Er war kurz und stämmig wie ein junger Bär und weiß gestreift. Carcajou war auf der Bildfläche erschienen, weil er nach einem andern Lagerplatz oder einem Cache für Lebensmittel Ausschau hielt. Er war hungrig und höchst übler Laune. Nicht einmal ein Kaninchen hatte er in den letzten vierundzwanzig Stunden aufgestöbert.

Das kämpfende Paar bemerkte den Besucher nicht, aber das Rudel sah ihn. Sie zogen sich sofort beim langsamen Näherkommen des Herrschers zurück. Sie kannten Carcajou und hatten nicht die Absicht, ihm sein Recht zu bestreiten, sich in den Kampf einzumischen.

Carcajou watschelte zähnefletschend vorwärts und stieß grunzende Laute aus. Als er einen Fuß von den Kämpfenden entfernt war, kreischte er auf und sprang. Der Leitwolf war so schwer verwundet, daß er nichts wußte oder sich nicht darum kümmerte, was geschah. Carcajou landete gerade auf Misko und riß am Rücken des Hundes. Mit einem Schmerzgeheul ließ das große Vieh seinen Todesgriff los und schüttelte seinen neuen Angreifer ab. Als er sah, was ihn gepackt hatte, schnellte er zurück.

Der Vernichter sprang auf den hingestreckten Leitwolf und stand Misko gegenüber. Der große Hund knurrte wütend, griff aber nicht an. Eine Minute lang hielt er stand. Dann drehte er sich um und trottete fort in den grauen Sturm. Das Rudel zögerte, wirbelte dann herum und folgte ihm. Misko hatte die Fesseln der Menschen abgeschüttelt.

Carcajou kostete das Fleisch des Leitwolfs, indem er ein Stück aus der Schulter des großen Burschen riß. Es war kein besonders schmackhafter Imbiß. Er sah sich um, und der umgedrehte Schlitten fiel ihm auf. Vom Kadaver des Wolf herunterstеigend, ging er zum

Schlitten hinüber. Ehe er ihn noch erreichte, hatte er das Cache, das am Aſt hing, entdeckt.

Das war etwas nach ſeinem Geſchmack. Er kreiſte um den Baum, dann prüfte er den Stamm mit ſeinen Krallen.

Viele Jäger glauben, ein Vielfraß kann oder will nicht klettern. Das ſind Jäger wie Coby, die Carcajou nicht kennen. Das Wulverin begann den Baum hinaufzuklimmen, wie ein junger Bär es getan hätte. Er erreichte den Aſt und wanderte darauf entlang. Volle fünf Minuten ſaß es über dem mit einer Plane bedeckten Cache und dachte nach. Endlich lehnte es ſich weit vor und ſprang auf den Proviantballen herunter. Mit kratzenden und reißenden Krallen klammerte es ſich daran feſt. Es war für Carcajou nur die Arbeit einer Sekunde, das Seil zu zertrennen, das über den Aſt lief. Mitſamt dem Packen plumpſte er in den Schnee herunter.

Mit bedächtiger Sorgfalt machte Carcajou ſich daran, das Cache zu öffnen. Er zerbiß das Seil zweimal und zog die Plane weg, dann unterſuchte er den Inhalt. Smeltz' Schlafſack wurde beiſeitegezerrt und liegengelaſſen. Ein Streifen Speck wurde verſchlungen, ehe die Suche weiterging. Eine Handvoll Backpflaumen folgte. Der Tee wurde verſtreut, zwei Doſen Zwieback unterſucht und beiſeitegeſchoben, die Zuckerdoſe aufgemacht und der Inhalt ausgeleckt.

Als Carcajou fertig war, hatte er alles gefreſſen, was genießbar war, und noch einige Dinge, die man im allgemeinen nicht als Nahrungsmittel anſehen würde, wie ein Stück rohen Lederriemen, einen Gurt, etwas Ölpapier und eine Rolle eingefettetes Verbandmaterial. Der Reſt des Cache erforderte Nachdenken. Zunächſt wandte er ſeine Aufmerkſamkeit dem Schlafſack zu. Er wurde den Hang weiter heruntergeſchleift und in eine Schneebank vergraben. Mit großer Sorgfalt wurde jedes einzelne Stück des Packens weggetragen und ver-

steckt. Carcajou war ein echter Vielfraß in diesen Dingen. Er hatte jederzeit ein starkes Verlangen, all seine Trophäen zu verbergen.

Der Schlitten bot ein Hindernis, aber schließlich wurde er auch damit fertig. Er stürzte ihn herum und zog ihn den Abhang herunter. Das war keine große Heldentat für einen Kerl, der einen Baumstamm schieben konnte, der so schwer war, daß man zwei Männer brauchte, ihn zu heben.

Der Sturm wütete noch, und Carcajou hatte keine Ruhe. Sein Bauch war voll, aber er mochte sich nicht zum Schlafen hinlegen. Ihn verlangte noch nach Tätigkeit. So stürzte er bergabwärts, um weiterzutrotten und den Sturm zu bekämpfen, bis er schläfrig wurde. Darum wanderte er tief in die unteren Gebiete der Höllenschlucht hinein. Schließlich witterte er Menschen und schwenkte vom Pfade ab, um zu warten.

Durch den Sturm kämpften sich zwei Männer. Der größere, der voranschritt, hatte einen kleinen Sack auf dem Rücken und bewegte sich vorwärts, ohne rechts und links zu sehen. Der kleinere Mann hatte anscheinend schwere Mühe, mit seinem Gefährten Schritt zu halten. Er stolperte in unregelmäßigem Tritt weiter, als sei er sehr müde. Carcajou sah sie gehen, dann lief er talabwärts. Im Augenblick bekümmerten ihn diese Menschentiere nicht. Später würde er umdrehen und ihnen folgen, um zu sehen, wo sie lagerten. Jetzt mußte er zunächst einen ordentlichen Ruheplatz finden, denn er war etwas schläfrig geworden, als er auf der windgeschützten Seite eines Baumes angehalten hatte, um die Wanderer zu beobachten.

Der Schlupfwinkel, den er schließlich aussuchte, nachdem er wieder zum Kamm des Unaweep hinauf zurückgekehrt war, war eine Höhle unter einem Wirrwarr verfilzten Buschwerks. Der Winkel war die Äsungsstelle eines großen Schneeschuhkaninchens gewesen, aber sein

Eigentümer war draußen im Sturm, um Weidenzweige abzuknabbern. Carcajou kroch hinein und legte sich hin. Das Kaninchen hatte den Boden frei gemacht, um an das trockene Gras und die Blätter unter dem Schnee zu kommen. Das gab ein feines Nest, und Carcajou schlief sofort ein, obgleich der Sturm über ihm tobte.

Der Besitzer der Lagerstätte hatte dem Sturm mehrere Stunden lang getrotzt. Er knabberte Weidenspitzen ab und hoppelte in geschützten Winkeln umher. Schließlich stellte er seine großen Löffel auf und horchte. Ein Störenfried nahte. Das große Karnickel legte seine Löffel flach an und saß regungslos, um wie ein Teil der Schneebank neben sich auszusehen. Aus dem wirren Gestrüpp, das fast ganz unter dem Schnee verschwand, sprang ein Luchs. Der große Bursche spreizte seine Füße weit auseinander und zuckte mit den schwarzen Ohrenspitzen. Er witterte und witterte.

Beim zweiten Schnüffeln sprang das Wapuuse auf. Es hatte auf einmal begriffen, daß es vor dem Winde war, und wußte, man hatte es gewittert. Der Luchs sah es hüpfen und setzte hinterher. Der Weg war kurz. Das Schneeschuhkaninchen sprang unter den Busch, den es sich zum Schlupfwinkel gewählt hatte. Die Angst trieb es vorwärts, und als es über eine schlafende schwarze Gestalt schlidderte, vermochte es nicht anzuhalten, sondern stürzte an seinem unerwarteten Gast vorbei und vergrub sich in eine Schneebank.

Carcajous Augen blitzten auf. Er erwachte sogleich, um sich Nase an Nase mit einem großen Luchs zu finden. Die Augen des Luchses, die vor zwei Sekunden vor Mordlust gefunkelt hatten, zogen sich jetzt zusammen und weiteten sich dann in Entsetzen.

Der Vernichter war höchst aufgebracht, weil er dachte, daß ein gewöhnlicher Luchs so frech war, ihn anzugreifen, während er schlief. Er sprang der Katze ins Gesicht mit einem Wutschrei, der das ver-

krochene Schneeschuhkaninchen einen halben Meter tiefer in seinen Schneewall jagte und den Luchs veranlaßte, sich rückwärtszuschnellen, als hätte er Sprungfedern in sich.

Als Carcajou unter dem Schutzdach hervorstürzte, bereit, die zurückweichende Katze in Fetzen zu reißen, fand er, daß sie mit einem Drei-Meter-Sprung im Sturm verschwunden war. Die große Katze war ein alterfahrener Jäger, der schon tausendmal ein Schneeschuhkaninchen zum Mittag gefressen hatte; aber noch nie hatte sich eines der scheuen Geschöpfe dicht vor seinen Augen in einen Vielfraß verwandelt. Er hielt nicht eher an, als bis zwei Bergkämme zwischen ihm und der Stelle lagen, wo er das Kaninchen aufgescheucht hatte.

Als er sich hinsetzte, mauzte er ein bißchen. Er fürchtete sich vor etwas, das größer und schrecklicher war als Carcajou. Der Sturm war ein Wahrzeichen dieser Macht. Seit zwei Tagen jagte er, und nur diese einzige Möglichkeit zum Fressen hatte er gehabt.

Carcajou stand draußen im peitschenden Sturm und heulte seine Herausforderung in den Wind. Endlich kehrte er in seinen Schlupfwinkel zurück und legte sich. Diesmal wurde er nicht gestört, denn das große Schneeschuhkaninchen hatte einen langen Tunnel gegraben. Es war am andern Ende des schneebeladenen Buschdickichts wieder herausgekommen und begab sich sogleich in einen anderen Schlupfwinkel, wo es unter dem Schnee arbeiten und warm liegen konnte.

Im Sturm

Coby drückte mit der Schulter gegen die Tür von Kri-Charlies Hütte und schob. Die Tür sprang quietschend auf. Smeltz trat ängstlich dicht hinter seinen Gefährten. Die Hütte war leer und kalt. Coby ließ schnelle scharfe Blicke im Raum umhergehen.

„Siehst du sie?" fragte Smeltz aufgeregt.

„Du glaubst doch wohl selbst nicht, ein Indianer läßt ein paar Tausend-Dollar-Pelze aus seiner Schlafbank 'raushängen, he?" Coby zeigte nach dem Lager des Indianers, das nur aus einem Haufen Tannenreiser am Feuer bestand.

„Sie könnten unter dem Haufen sein", meinte Smeltz.

Coby schritt durch den Raum und stieß mit dem Fuß die Zweige auseinander. Nichts zeigte sich als nackter Boden.

„Mach ein Feuer", befahl Coby kurz. „Und spür'n bißchen 'rum nach was Eßbarem."

Smeltz machte sich emsig daran, den Anweisungen seines Anführers zu folgen. Er war hungrig und fühlte sich elend nach dem harten Marsch zur Hütte herunter. Er fand einen Haufen Holz und machte ein Feuer. Seine Suche nach etwas Eßbarem war jedoch nicht sehr erfolgreich. Kri-Charlie war kein Jäger, der viel Vorrat bei der Hand hatte. Er war ein listiger Bursche, der alles, was er besaß, versteckte, wenn er seine Hütte für längere Zeit verließ. Er fürchtete weniger räuberische Fallensteller, als vielmehr Räuber

auf vier Beinen. Vor allem mußte man sich vor Carcajou hüten.

„Da scheint nichts Eßbares hier irgendwo zu sein", jammerte Smeltz, nachdem er in jeden Winkel und an den Wänden entlang geblickt hatte.

Coby war eifrig dabei, den Erdboden zu untersuchen. Er richtete sich auf und starrte seinen Gefährten finster an. „Wir müssen am Ende hierbleiben, bis der rothäutige Fallensteller zurückkehrt. Ich kann nicht die Spur eines Cache finden."

„Möchte wissen, wo er hinging?" fragte Smeltz ärgerlich.

„Er hat sehr wahrscheinlich eine lange Strecke und 'n Haufen verstreuter Fallen. Er hat seine Decken und all sein Essen mitgenommen. Vielleicht zieht er 'n leichten Schlitten. Dieser Sturm wird ihn 'reinbringen." Coby zog die Füllung neben der Tür heraus und schob sie wieder zurück.

„Wenn er es tut, wird er uns nichts erzählen", knurrte Smeltz giftig.

„Meinst du? Ich werd' ihn zum Reden bringen, und zwar im Handumdrehen", versprach Coby.

Des andern Augen senkten sich unter dem wilden Drohblick seines Gefährten. Es bestand kein Zweifel darüber, was Kri-Charlie bevorstand, wenn er zurückkam.

„Ich geh' nach draußen nachsehn, was es um die Hütte 'rum gibt." Coby wandte sich zur Tür. „Du machst dich besser mächtig dahinter, daß wir was zu essen kriegen, oder wir müssen beide mit leerem Magen schlafen gehn." Er sprach die Worte lässig über seine Schulter und ging.

Smeltz setzte seine Suche nach etwas Eßbarem fort, fand aber nichts als eine kleine Blechdose mit Salz. Nicht einmal ein bißchen Tee war da. Smeltz ärgerte sich entsetzlich.

Coby kam in die Hütte zurück und setzte sich ans Feuer. Er war in gefährlicher Stimmung und suchte in Gedanken die Stelle zu finden, wo Kri-Charlie wahrscheinlich seine Silberfuchspelze verborgen haben könnte. Es bestand sehr stark die Möglichkeit, daß der Trapper sie mitgenommen hatte. In einer Ecke abseits vom Feuer war ein Haufen getrockneter Pelze. Coby hatte ihn ohne Erfolg durchwühlt.

„Können wir nicht 'rausgehen, irgendwas Fleisch zu schießen?" brach Smeltz los. „Ich muß Essen unter meinen Gürtel kriegen, wenn ich bergauf den schweren Weg zum Cache aushalten soll."

„Geh 'raus und schieß was", sagte Coby bissig. „Ich habe schon früher oft Mahlzeiten verschoben. Du tust, als ob essen wichtiger sei als ein paar Silberfüchse."

Smeltz ging hinaus. Seine Schneereifen überstreifend, zog er den schußfertigen Revolver aus der Halfter und machte sich bereit, alles zu töten, was er traf. Der Wind heulte über die kleine Lichtung, und bald würde die Dunkelheit hereinbrechen. Feiner Schnee kreiste und trieb im scharfen Wind. Ein großer Sturm flaute ab, daran ließ sich nicht zweifeln.

Ein Tannenwäldchen bei der Hütte erregte seine Aufmerksamkeit, und er wandte sich dahin. In dem dichten Wuchs schien eine Öffnung zu sein, auf die Smeltz lossteuerte. Als er sich duckte, um unter den tief herabhängenden Zweigen durchzuschlüpfen, gerieten seine Füße auf einen festgetretenen Pfad. Er drängte sich weiter durch und stand dann aufrecht in einem kleinen, von herunterhängenden Ästen umschlossenen Raum.

Die Stelle war nicht von Menschenhand gemacht. Es war ein natürlicher Schlupfwinkel, der durch den Mangel an Sonnenlicht entstanden war, wodurch die inneren Äste abstarben. Smeltz stand still,

sein Mund verzog sich zu einem lebhaften Grinsen. Von einem Ast vor ihm hing eine gefrorene Hirschkeule. Es war nicht viel dran, aber es war Fleisch. Er riß sie herunter und kehrte zur Hütte zurück. Nun hatte er Kri-Charlies Eisschrank gefunden. Allerdings war wenig genug in der Speisekammer, aber Smeltz war hungrig.

Coby sah auf, und seine Augen glänzten, als er den Klumpen Wildbret sah. Es schien, als ob das Essen ihm schließlich doch etwas bedeute. Er ließ sich soweit herab, die Glut aus dem Feuer zu scharren. Dann spießte er das Wildbret dicht darüber zum Braten, denn Kri-Charlies Hütte hatte keine Töpfe und Pfannen aufzuweisen.

Das Fleisch brutzelte und dampfte appetitlich. Neue Glut wurde vorgescharrt und daruntergelegt und das Stück sorgfältig gewendet. Die beiden Männer machten sich mit ihren Jagdmessern darüber her und schabten jeden Fetzen Fleisch vom Knochen herunter.

Smeltz seufzte, als er den blanken Schenkelknochen ins Feuer warf.

„Das war man bloß halb genug."

„War da nicht mehr da, wo du das gefunden hast?" fragte Coby.

„Nicht ein Bissen. Kri würde das nicht dagelassen haben, wenn da noch Fleisch dran gewesen wäre." Smeltz lehnte sich zurück und sah zur Decke auf.

„Du kannst wetten, der dämliche Kerl hat ein fettes Cache gedörrtes Elchfleisch irgendwo hier herum. Kri ist ein alter Waldläufer und macht sich nicht viel aus dem Proviant der Händler, darum hat er immer ein großes Cache Dörrfleisch. Ich wette, er hat nicht mehr als paar Pfund davon auf seinen Trip mitgenommen." Mit seinem langen Messer stocherte Coby ein Stück strähnigen Fleisches aus seinen Zähnen, das sich dort festgesetzt hatte.

Die beiden Männer legten sich hin, so gut es ging. Coby war

bereit, regelmäßig aufzuwachen und das Feuer nachzulegen. Er war schon wieder mißmutig über die Art, wie ihr Plan danebengegangen war. Es war richtig Pech, daß sie Kri-Charlie verpaßt hatten. Er hatte zwar fest behauptet, als er mit Smeltz davon sprach, daß er den Trapper abwesend glaubte. Die Pelze würden leicht zu erwischen sein, hatte er erklärt. In Wirklichkeit aber hatte er gehofft, daß der alte Trapper zu Hause wäre.

In der Nacht wütete der Sturm mit erneuter Gewalt. Die Hütte wurde mächtig geschüttelt, und feine Schneewolken drangen durch die rohe Ritzenfüllung. Coby mußte mehrmals aufstehen, um das Feuer zu prasselnder Glut anzufachen, damit die von draußen hereindringende Kälte vertrieben würde.

Am Morgen nahmen die Männer nur heißes Wasser zu sich, das in einer alten Blechdose gekocht war. Es war immer noch besser als gar kein Frühstück. Smeltz sah in den Sturm hinaus und weigerte sich, noch einmal auf Fleischjagd zu gehen, zum mindesten nicht eher, als bis ihn der Hunger noch mehr zwickte. Die Luft draußen war voll Treibschnee. Er konnte nicht einmal die Umrisse der Tannen an der Ecke der Lichtung sehen. Die scharfe Brise benahm ihm den Atem, als er seinen Kopf aus der Tür herausstreckte, und zwang ihn, sich schleunigst zurückzuziehen.

„Wir müssen diese Bude noch mal gründlich durchsuchen", grollte Coby. „Jede Stunde, die wir hierbleiben, bringt uns mehr herunter, um überhaupt wieder hier 'rauszukommen."

„Wir wollen lieber die Pelze vergessen und uns auf den Rückpfad machen", schlug Smeltz vor.

„Nein, wir machen uns auf keinen Pfad ohne diese Pelze. Wir müßten sie in einer guten Stunde finden. Aber wenn nicht, bleiben wir sitzen und quetschen den Ort, wo sie sind, aus dem Jäger 'raus,

wenn er kommt." Coby schnaufte böse und riß an einem Stück Wandfüllung. Es fiel heraus, und ein Schneewirbel schoß in den Raum. Schnell stieß er die Füllung zurück und suchte weiter.

Der Abend kam, und die beiden Sucher hatten jeden Zoll der Hütte drinnen und draußen ohne Erfolg nachgesehen. Smeltz war entsetzlich hungrig und schwer verängstigt durch die Hartnäckigkeit des Sturmes. Er tobte immer noch gleich stark wie zu Anfang, und keinerlei Abflauen war zu merken gewesen. Coby war wildgereizter Laune, denn es wurde ihm klar, daß sie sich auf den Rückpfad begeben mußten. Wenigstens bis zu ihrem Cache mußten sie zurück, das stand fest. Dann konnten sie mit den Hunden und dem Schlitten wiederkommen. Er wußte, daß er es nicht wagen konnte, die halbverhungerten Köter noch länger allein zu lassen.

In der Nacht verbrannten sie den Rest von Kri-Charlies Holz. Am Morgen fing Coby an zu reden. Er war in großer Wut, daß alles so gekommen war. „Wenn der rote Skunks nicht binnen einer Stunde hier sichtbar wird, müssen wir weg. Aber denk dran, nur zurück bis zu den Hunden und dem Cache."

„Da werden keine Hunde nich mehr sein", äußerte Smeltz seine Befürchtungen.

„Mein Hundegespann bleibt, wo ich's lasse. Jedenfalls die, die ich angebunden habe. Und da bleiben dann auch die andern. Hunde verlassen kein Futtercache bei solchem Wetter." Coby setzte sich grimmig nieder und legte das Gewehr dicht neben sein Bein.

Smeltz nagte, solange er konnte, an seinem Gürtel. Endlich stand er auf. „Ich geh' noch mal dahin, wo ich das Stück Fleisch fand. Ich muß essen, oder ich verreck'."

Coby grunzte und schob seinen Fuß dicht ans Feuer. „Wir müssen in 'ner Stunde los. Der Wald ist ohnehin so gut wie weg."

Smelz begab sich nach draußen. Der Wind stürzte sich auf ihn und ließ ihn taumeln, aber er biß die Zähne zusammen und lenkte die Schritte nach den ungewissen Umrissen, die den nächsten Tannenwald anzeigten. Ehe er den Schutz der Bäume erreichte, war er froh, daß sie für den Rückweg zum Cache den Wind im Rücken haben würden.

Im Schutz der Tannen war er imstande, tief zu atmen. Feiner Schnee rieselte durch die Nadeln herab, und der Wind machte aus den oberen Ästen eine kreischende Harfe. Smeltz sah sich um und ging tiefer in die Tannen hinein. Sich nach rechts und links wendend, arbeitete er sich durch die unteren Äste. Als er versuchte, an einem dicken Stamm vorbeizukommen, verfing er sich plötzlich und wurde festgehalten. Er wich etwas zurück, ging dann wieder vorwärts und gab sich Mühe, loszukommen. Es gelang ihm aber nicht, darum sah er auf den Ast herunter, der ihn gefaßt hatte. Es war kein Ast. Es war ein kräftiger Angelhaken.

Smeltz riß den Haken aus seiner Jacke heraus und fing an, den Stamm des Baumes zu untersuchen. Rundherum waren dicke Dorschhaken mit den Spitzen nach außen. Smeltz blickte in den Baum hinauf und sah oben ein Bündel fest an einen Ast gebunden. Mit seinem Jagdmesser entfernte er schnell die Haken aus der Rinde. Dann stieß er die Reifen von den Füßen und kletterte auf den Baum. Sein Klettern war ungeschickt, und er fiel ein paarmal herunter, gab es aber nicht auf. Als er endlich rittlings auf dem Ast saß, schlitzte er das Bündel auf und schaute an einer Ecke hinein.

Seine Augen weiteten sich, und er fiel beinah vom Baum herunter bei dem, was er da sah. Vor ihm lagen die Ruten zweier Silberfüchse. Der glänzendschwarze Pelz, lang und seidig, bewegte sich im Luftzug, der durch die Zweige strich. Smeltz ließ seinen Halt los

und rutschte wieder herunter. Auf einem anderen Ast bemerkte er ein größeres Cache, aber er machte es nicht los. Nun hatte er seine kostbaren Pelze. Das war genug. Er konnte nachher zurückkommen und nachsehen, ob in dem andern Cache was zu essen war.

Einen Schneereifen noch am Fuß, platzte Smeltz atemlos in die Hütte. „Ich hab' sie!" schrie er.

Coby sprang in die Höhe und riß seinem Partner die in ein Leder eingewickelten Pelze aus der Hand. Die Tür blieb offen, und wirbelnde Schneestöße fingen an, auf dem Boden einen Haufen zu bilden. Cobys Augen glitzerten über die schönen Pelze.

„So zwei Pelze wird's nicht wieder geben. Sind niemals vorher dagewesen", triumphierte er. „Wir werden fordern — wir kriegen ein Vermögen dafür." Coby strich über die langen Pelze.

„Wir wollen uns auf den Weg machen", drängte Smeltz. Er fürchtete, Kri-Charlie könnte umkehren, und es würde einen Kampf geben.

„Hast du nichts zu essen gefunden?" fragte Coby.

Smeltz schüttelte den Kopf. „Nicht die Spur", log er. Er wollte lieber mit leerem Magen auf den Pfad, als hier bleiben und einen Totschlag mitansehen.

„Wie hast du sie bloß gefunden?" fragte Coby, als er seine Stiefel fest um seine Beine schnürte.

„Da war 'n Haufen blödsinniger Fischhaken an einem Baumstamm, und ich spießte mich an einem. Weiß nicht, wozu die Haken da waren." Smeltz, der es eilig hatte fortzukommen, ging schon los.

„Kri hat eben sein Cache sicher vor Carcajou gemacht. Viele Indianer haben die alberne Idee, daß ein Skunksbär auf Bäume klettert. Sie sagen, Dorschhaken ist das einzige, was ihn abhält." Coby schwang die kostbaren Pelze über die Schulter. Er hatte sie in einen

Proviantsack gesteckt, den er mitgenommen hatte. Die beiden stürzten hinaus in den Sturm.

Sie sahen immer noch nichts von dem abwesenden Trapper, als sie fortstampften. Die Hütte wurde bald vom Sturm verschlungen. Kri-Charlie würde eine Überraschung erleben, wenn er nach Hause kam. Die Tür war offengeblieben und all sein Holz verbraucht. Der alte Jäger würde sich in einer schlimmen Lage befinden, wenn er nach hartem Kampf mit dem Sturm heimkehrte und seine kostbaren Pelze waren weg.

Silberfuchsfarmen waren damals bei den Pelzleuten noch nicht bekannt. Das war eine Sache, auf die man erst noch kommen mußte. Silberfuchspelze kosteten von tausend Dollar an aufwärts. Coby stiefelte auf seinen Reifen dahin und baute viele Luftschlösser. Smeltz hatte keine Zeit zum Denken. Es wurde ihm schwer, mit seinem großen Gefährten Schritt zu halten. Nach den ersten fünfhundert Metern wünschte er, er hätte die Gelegenheit benutzt und den zweiten Teil des Cache untersucht, der zweifellos den Dörrfleischvorrat enthielt.

Der Sturm riß an ihrem Rücken und wirbelte ihnen ins Gesicht. Der Schnee war so tief, daß sie nur ganz langsam und mühsam vorankamen. Selbst Coby war ein bißchen unruhig wegen des Pfades. Er war sehr bestrebt, auf den Sattel zu gelangen, der herunter ins Unaweep sah. Dort kannte er wieder jeden Dreh des Pfades. Smeltz schuftete blind hinter seinem Leiter her, ohne irgendwelche Furcht, sich zu verirren. Er hatte Vertrauen zu Coby als Pfadbrecher.

Es gab jedoch eine andere Furcht, die sich trotz des Sturmes immer mehr in sein Hirn fraß. Er fürchtete das große, ungeschriebene Gesetz des Hochlandes, das Gesetz, das die Männer vom Stehlen versteckter Lebensmittel und dem Plündern der Hütten abhält. Kri-

Charlies Cache war leicht zu finden gewesen, weil er sich auf das Gesetz verlassen hatte. Es war ein Gesetz der Grenze, rauh wie die Männer, die dafür sorgten, daß es gehalten wurde. Gewehre vollstreckten seinen Beschluß. Es gab keine Schöffen. Wenige Leute entgingen seiner Strenge.

Zweimal verlor Coby den Pfad, war aber stets imstande, ihn wiederzufinden. Dies verlängerte Herumstapfen im tiefen Schnee machte sich bei Smeltz bemerkbar. Er quälte sich ab, Schritt zu halten. Coby weigerte sich heftig, haltzumachen oder langsamer zu gehen. Hier galt es einen Männerkampf, und Smeltz mußte zeigen, daß er ein Mann war. Der Gedankengang des Händlers war durchaus vernünftig. Wenn Smeltz angehalten hätte, wäre er nie wieder imstande gewesen, sich auf den Weg zu machen.

Schließlich kamen sie auf eine Prärie hinaus. Coby drang rascher vorwärts. Im nächsten Tannenwald würden sie ihren Schlitten und die Lebensmittel finden. Dort war eine Axt, um Zweige zu schneiden, und die Zeltbahn, um einen Schutz aufzubauen. Es würde auch heißen Tee und Fleisch für zwei ausgehungerte Magen geben. Smeltz, der etwas taumelte, machte einen letzten Versuch, schneller zu gehen, aber er mißlang. Mit einem Ächzen sah er Cobys breiten Rücken im Sturm verschwinden.

Er holte den großen Mann jedoch bald ein, denn Coby stand unter einer breiten Tanne, wo er sein Cache befestigt hatte, und fluchte so laut, daß Smeltz ihn hören konnte, noch ehe er ihn sah. Zuerst konnte das dumpfe und ermüdete Hirn von Smeltz das Unheil nicht erfassen, das über sie hereingebrochen war. Er sank in den Schnee und starrte in den leeren Baum hinauf und wußte nicht, daß es derselbe Baum war, wo sie ihren Proviant verborgen hatten. Woher sollte er das wissen? Nirgends war etwas von den Hunden zu sehen.

Endlich holte Coby die Axt aus einem Tannenstamm heraus. Das war das einzige, was Carcajou übersehen hatte. Der große Mann beugte sich vor und untersuchte den Stamm und die vorstehenden Felsen.

„Carcajou!" murmelte er wütend und verblüfft. „Er ist auf den Baum geklettert!"

Smeltz torkelte auf die Füße. Beim Anblick der Axt war ihm ein Schreck durch die Glieder gefahren. Er packte Coby an der Schulter und schüttelte den großen Kerl.

„Das ist die Stelle", überschrie er den Sturm. „Wo ist unser Proviant? Die Hunde?" Wild zerrte er an Cobys Arm.

Der große Bursche warf ihn auf den Schnee zurück. „Ist alles weg, du Narr. Wir müssen uns jetzt bis zur Hütte Zwei-Grau-Hügels durchschlagen. Und wir müssen uns gleich dranmachen!"

„Hat Kri-Charlie das Cache gestohlen?" Smeltz heulte beinah.

„Nein, ein Skunksbär ist auf den Baum geklettert", knurrte Coby.

„Aber du hast gesagt, sie können's nich." Smeltz taumelte wild empor. „Ich kann nit weiter ohne Essen. Ich muß ausruhn und essen."

Coby beugte sich vorwärts und fuhr seinen Gefährten an. „Du mußt ganz einfach."

„Wir könnten was finden. Da muß was übrig sein." Smeltz sah sich gierig um, als er sprach.

Coby schmiß die Axt hin. „Mach etwas Gebüsch frei unter dem Baum und reiß einen Haufen Äste herunter. Mach ein Feuer an, während ich 'rumsuche. Wir bleiben grad 'ne halbe Stunde."

Smeltz packte die Axt und fing an, Äste von der Tanne zu schlagen. Die toten Zweige würden leicht brennen. Er konnte später schwereres Holz nachlegen.

Coby beschrieb einen weiten Kreis bis zurück zu den Bäumen, wo er die Hunde angebunden hatte. Er sah sich nach Schneewällen um. Carcajou würde seine gestohlenen Sachen in Schneebänken vergraben. Zwei solche Haufen wurden mit dem Reifen durchwühlt und leer gefunden. Der dritte enthüllte einen harten Gegenstand. Coby schaufelte ihn heraus. Es war ein Klumpen Rauchfleisch. Er stopfte ihn unter den Arm und eilte zu der Stelle zurück, wo Smeltz Feuer machte.

Das Feuer flackerte in die schneegefüllte Luft, als er ankam. „Ich hab' nicht gedacht, daß du's so gut fertigbringst", grollte Coby und warf das Fleisch in den Schnee. „Hier ist was, deinen Wanst zu füllen."

„Ich hab's schwer genug gehabt", grinste Smeltz schwach. „Ich hatt' gerade Glück. Mit dem letzten Streichholz hab' ich's geschafft."

Cobys Gesicht wurde wieder hart, als er in sein Hemd griff. Er zog die Hand wieder heraus und lachte rauh.

Das Feuer brannte, und der Schnee wurde zusammengeschoben, um einen Windschutz zu bilden. Coby schlug Zweige und richtete sie auf, um die Schutzwand zu erhöhen. Smeltz schob das gefrorene Fleisch in die Glut. Die beiden Männer beugten sich vor, damit die Wärme sie anstrahle. Das Wasser lief ihnen im Munde zusammen, als das Fleisch anfing zu dampfen. Plötzlich wich Smeltz zurück. Sein Mund verzog sich, und er schnupperte.

Coby fluchte, als er sich vorbeugte. Ein unerträglicher Gestank stieg aus dem zischenden Fleisch auf. Es war ein moschusartiger, ekelerregender Gestank, der ihnen erstickend und brennend in die Nase drang. Coby neigte sich hinüber und stieß das Fleisch fort in den Schnee.

„Der Skunksbär hat dein Abendbrot fein begossen", sagte er kurz.

Smeltz sah dem Fleisch tieftraurig nach. Er wußte von dem einen Hauch, den er aufgefangen hatte, daß es ungenießbar war, selbst wenn man es hätte hinunterwürgen können.

„Leg dich lieber hin und ruh etwas aus." Cobys Stimme hatte ihre Härte verloren. „Du hast noch 'ne schwere Sache vor dir." Er setzte sich hin und schob einen neuen Block ins Feuer.

Smeltz streckte sich aus und ließ die heißen Luftwellen in seine Jacke dringen. Er bog seine Finger in der Wärme und machte es sich so behaglich, wie er konnte. Allmählich überfiel ihn eine große Schläfrigkeit. Sein Kopf sank vorwärts, und er schlief ein. Coby warf den Rest des Holzes ins Feuer und stand auf. Eine lange Minute sah er auf seinen Gefährten herunter. Mit der beißenden Kälte im Rücken mußte Smeltz erstarren. Coby schob die bloße Hand in seine Jacke und brachte zwei Streichhölzer hervor. Er sah sie an, und sein Gesicht verdüsterte sich. Hastig steckte er sie in sein Hemd zurück.

Über seinem Arm hingen die beiden kostbaren Pelze. Er konnte sie beide haben, und wenn er sich dann bis zur Furt durchgekämpft hatte, würde er auch die tausend Dollars für den Bären bekommen. Er hatte ja den Zettel in der Tasche.

Coby stieß seine Füße in die Schneereifen. Mit dem Sturm im Rücken stieg er zu dem Bergsattel auf, der ins Unaweep hinunterführte. Einige Meter weit konnte er noch das Feuer und die dunkle Gestalt daneben sehen; dann schien nur noch ein roter Glimmer. Ein paar Minuten später eilte er vorwärts, nur noch von gespenstischen Bäumen und wirbelnden Schneewällen umgeben.

So, wie das Schicksal gespielt hatte, bestand für ihn nur geringe Gefahr. Er hatte schon Stürme überstanden, die genau so wild waren wie dieser. Coby traute sich zu, bis zur Hütte Zwei-Grau-

Hügels zu gelangen. Dort würde er Essen und Obdach finden. Smeltz war verloren. Der Mann war früher nie in dieser Gegend gewesen und war kein erfahrener Waldläufer, sondern gehörte zu den Leuten im Handelsposten.

Coby war überzeugt, daß er sogar bis zur Furt durchkommen konnte, wenn es nötig wäre. Er hatte den Weg schon früher in recht steifem Wetter gemacht. Und Coby machte sich nichts vor, er war der Sache gewachsen. Wie ein Riese gebaut, war er zwar vierschrötig und mehr breit als hoch, aber sehr zäh. Er verstand durch den tiefen Schnee zu marschieren. Bestimmt würde er durchkommen und ein Vermögen auf dieser Reise gewinnen — ein Vermögen, das er nun mit niemand zu teilen brauchte.

Todespfeile

Nach vielen Tagen erbarmungslosen Wütens war der Sturm vorüber. Eine kalte Sonne sandte ihre schwachen Strahlen über die schneebedeckte Landschaft. Die ganze Welt war von einem glitzernden, weißen Schweigen umklammert. Der Schnee war tiefer, als die älteste Tanne sich entsinnen konnte, und die Kälte noch größer. Bäume knackten und krachten im scharfen Frost, und kein Lebewesen wagte sich hinaus. Bleiche Hungersnot war ins Hochland gekommen. Tod starrte den Bewohnern des weißen Schweigens ins Gesicht.

Es gab an diesem Tage im Tal des Unaweep nichts Lebendiges zu sehen. Gegen Abend flog eine große Horneule über die Berge und schweifte dicht über die schneebeladenen Bäume. Ihre runden harten Augen starrten herunter und zur Seite, und ihr Schnabel klickte. Sie war an manche Tage der Hungersnot gewöhnt, aber nicht an Wochen. Geduldig flog sie die endlosen Fichtenreihen entlang. Sie war bereit, jegliches zu schlagen, was lebte.

Carcajou kam aus einem Streifen Tannenwald heraus und blinzelte in die blendende Welt. Zum erstenmal seit vielen Monaten war er ernstlich hungrig. Die große Eule bäumte steil auf und stieß auf die Stelle herunter, wo Carcajou saß. Der gefiederte Jäger pfiff durch die beißende Luft. Carcajou sah auf und fauchte. Er war bereit, eine Eule zu fressen, obgleich das ein Gericht war, das für gewöhnlich nicht auf seiner Speisekarte stand.

Die große Eule sah ihren Irrtum ein und hielt an, dann glitt sie scharf nach rechts. Gern hätte sie den lauernden schwarzen Jäger da unten in Fetzen gerissen, wenn sie es gewagt hätte, denn sie haßte Carcajou. Die beiden räuberischen Vernichter waren sich gleich in ihrer erbarmungslosen Verfolgung des Wildes und gleich in der Hitze ihres Angriffs.

Carcajou begab sich in die Deckung zurück. Die Sonne stand für ihn noch zu hoch, um zu jagen. Seine Augen konnten das Gleißen nicht ertragen. In einer halben Stunde wäre er schneeblind gewesen. Die große Eule hatte sich über die glitzernden Hänge gewagt, weil sie am Verhungern war.

Mit einem bösen Knurren legte sich der Vernichter hin, um in Ruhe das Hereinbrechen der Dämmerung zu erwarten. Noch nie zuvor hatte er ein so heftig brennendes Verlangen nach etwas Eßbarem verspürt. Hungrig war er schon oft gewesen, aber er hatte nicht gewußt, was es hieß, vor einer vollständig leeren Vorratskammer zu stehen, wie sie das Unaweep in den letzten Wochen bot.

Kein Wesen war im Wald unterwegs. Die Karnickel waren tief in Felsenlöchern oder unterirdischen Tunneln im schweren Gehölz verborgen. Das Waldhuhn war in die gleichen Schlupfwinkel verschwunden. Oben auf dem Schnee gab es nichts, was sich verzehren ließ. Die einzige Rettung war, ein Loch zu graben und sich tief in die Schneeschanzen zu verbergen.

Langsam glitt die blasse Sonne hinter die schroffen Bergzacken. Die Luft wurde eiskalt. Ein bleiernes Schweigen kroch den Cañon entlang und hüllte die hohen Bergspitzen in schauriges Dämmern. Jetzt kam Carcajou heraus und witterte in der schneidenden Luft. Er grunzte und versuchte in die Lichtung herunterzublicken. Im Sommer hätten sich da wenigstens zwei bis drei äsende Stück Rotwild

als dunkle Punkte bewegt. Jetzt aber war es eine weite Fläche weißer Öde.

Carcajou trat ins Freie hinaus und schüttelte den Reif aus seiner Mähne. Er war grimmiger Laune, die Unheil bedeutete für jedes kleine oder große Geschöpf, das ihm begegnen würde.

Über ihm strich noch immer die große Eule die Hänge entlang. Sie bezahlte die Strafe für ihre hungrige Gier. Ihr Ausfall in das grelle Tageslicht hatte sich furchtbar gerächt. Hinter ihren harten glasigen Augäpfeln brannte ein wütender, stechender Schmerz. Sie konnte nichts deutlich sehen, wie sie es sonst im zeitigen Zwielicht stets vermocht hatte. Zweimal krachte sie durch die oberen Äste einer Engelmanntanne, die in ihrer Flugbahn aufstieg. Jedesmal befreite sie sich mit reißenden Fängen und einem Klicken ihres kräftigen Schnabels.

Ziellos umherschweifend strich sie dicht über den Boden hin, um alles Bewegliche zu sehen, das sich aus den Tannen herauswagen würde. Unsicher flog sie mit zornigem Klicken und Zischen weiter. Plötzlich sah sie, daß sich kaum drei Meter unter ihr etwas regte. Sie konnte nicht erkennen, was es war, aber das Geschöpf schien aufgestanden zu sein und nach oben zu starren. Mit einem Schwung und mächtigem Schlag stieß der große Vogel herunter.

Carcajou war über den Angriff der Eule nicht überrascht. Er kannte diese Brut und ihre Verwegenheit. Es störte ihn auch nicht. Mit einem reißenden Schlag seiner kurzen Vorderpfote begegnete er dem Angriff. Sein fauchendes Gebrüll unterbrach die kristallene Stille. Die Eule spreizte die Flügel und landete auf Carcajous reißenden Vorderläufen, wo sie die Krallen einschlug, um in Pelz oder Fell einen Halt zu finden. Die Klauen sanken tief in die Schulter des Wulverin. Der brennende Schmerz entriß dem Ver-

nichter einen Zornschrei. Wütend schlug er um sich, um die gefiederte Furie von sich abzuschütteln. Die Eule krallte sich aber noch fester ein und verstärkte ihren Angriff durch heftige Schnabelhiebe.

Carcajou sprang hoch in die Luft mit einem Versuch, auf seinem Feind zu landen. Aber die breiten Flügel der Eule schlugen ihn auf Kopf und Schultern, und er konnte den gefiederten Dämon nicht umwerfen. Darum stieß er unter dem Anhieb des gebogenen Schnabels durch und grub seine Fänge tief in die Federn der Eule. Die beiden langen Elfenbeindolche verfehlten den Hals des Vogels um den Bruchteil eines Zolles und faßten nur ein Maul voll Federn.

Die große Eule dachte keinen Augenblick daran, vor dem Angriff zurückzuweichen. Wegen ihrer Blindheit hatte sie beim Auswählen der Beute einen kleinen Irrtum begangen, aber sie konnte kämpfen und zog sich nie aus einem Strauß zurück, den sie einmal angefangen hatte. Bei jedem fetzenden Biß des scharfen Schnabels wurde Carcajou wütender. Er schlug los und versetzte der Eule einen krachenden Hieb. Einen Augenblick war die gefiederte Furie betäubt, und der Schnabel hörte auf zu hacken; aber ihre Klauen hielten fest wie Stahlzangen.

Carcajou war schnell dabei, seinen Vorteil auszunutzen. Er sprang den Hang hinunter und überschlug sich, um die Eule unter sich zu zerren. Diese Kriegslist wäre erfolgreich gewesen, wenn er nicht eine steile Berglehne für eine ebene Fläche angesehen hätte. Die beiden Kämpen schossen abwärts. Die große Eule schlug den Schnee und die Luft mit den Schwingen, um den Fall zu dämpfen. Sie tat es unwillkürlich wie jeder Vogel, der fällt. Carcajou bemerkte den Sturz gar nicht. Mitten in der Luft schlug er zu und gab der Eule einen Volltreffer. Der große Vogel wurde dadurch von ihm fortgeschleudert und flatterte taumelnd in irren Zickzacklinien davon.

Mit Wutkreischen sprang Carcajou in die Höhe und versuchte vergeblich, den langsam steigenden Feind zu erreichen. Er hatte seinen Hunger ganz vergessen. Was er begehrte, war nur Rache und Töten, er wollte die große Eule in Fetzen zerreißen, weil sie ihn angegriffen hatte. Inzwischen krachte der Jäger der Luft, sicher aus Carcajous Reichweite, gegen eine hohe Tanne und ließ sich auf die Zweige nieder, um zu sich zu kommen.

Carcajou stürzte zum Fuß der Tanne und begann hinaufzuklimmen. Die Eule äugte herunter, doch die brennenden Augen verrieten ihr nichts. Aber das Kreischen des wütenden Wulverin ersetzte ihr das Gesicht, und der gefiederte Töter schwang sich vom Baum, ehe Carcajou mit seinem ungeschickten Klettern richtig begonnen hatte. Wieder herunterrutschend, setzte sich der Vielfraß grollend hin und leckte seine Wunden. Er hatte gelernt, was schon viele andere wilde Wesen zu ihrem Leidwesen entdeckt hatten, daß die große Eule kein zu verachtender Gegner ist. Nach einer halben Stunde fing er an, immer stärker zu bedauern, daß die Eule entkommen war, denn sein Magen schrie ungestüm nach Futter.

Die Zähne in die Lippen einziehend, stieg der Vernichter den Hang herauf. Er war brennend erpicht, der Wildnis die Nahrung abzuringen, die er dringend brauchte, und fauchte seine Herausforderung in die weiße Stille. Noch niemals hatte er sich im Winter in die tieferen Gegenden begeben. Wenn auch Kälte und Sturm und Hungersnot sich zeigten, sie sollten nicht wagen, ihm zu drohen. Er war Herrscher, und der Herrscher wollte essen.

In dieser Nacht fraß der Herrscher aber nichts. Er grub sich sogar zu ein paar Fallen von Zwei-Grau-Hügel durch, in der Hoffnung, einen gefrorenen Marder oder ein bißchen Köder zu finden. Bei jeder Falle begegnete ihm das gleiche. Er selbst hatte die Falle zerstört

und die Beute oder den Köder mit der raffiniertesten Schlauheit versteckt.

Hier zeigte sich nun, daß seine eigene Hinterlist und Schlauheit eine böse Sache war. Er hatte den gestohlenen Raub so weit fortgetragen und so gut vergraben, daß er nicht einmal seine eigenen Caches finden konnte. Der frische Schnee lag einen Meter hoch über seinen eigenen Fährten und über den Schneebänken, unter denen er die Beute vergraben hatte.

Carcajou benutzte nie dasselbe Cache zum zweitenmal, darum war er jetzt nicht imstande, die vielen Vorratskammern zu finden, die er gerade für solche Zeiten angelegt hatte. Schließlich gab er die Suche auf und wandte sich dem hohen Bergkamm zu. Die aufgehende Sonne traf ihn dicht an der Waldgrenze. Immer noch war er ohne Futter.

Den Tag verbrachte er in einer Höhle, die durch ein umgefallenes Felsenstück gebildet wurde. Er schlief schlecht und wachte oft auf, um das grelle Sonnenlicht draußen anzufauchen.

In der Nacht kehrte er zu den unteren Waldgebieten zurück. Hier bahnte er sich einen Weg durch die dichtstehenden Balsamfichten. Er schob seine Nase in jede Baumspitze, die aus dem Schnee herausragte. Zweimal fand er verlassene Nester und schnappte nach den trockenen Schalen, die noch von der Sommerbrut dalagen. Diese kleinen Bissen Kalk befriedigten ihn nicht, und er wütete weiter den Berg hinunter.

Ein blasser Mond überflutete die freien Stellen mit seinem Licht, was die Düsterheit der dichten Wälder noch erhöhte. Carcajou hielt am Rande einer kleinen Wiese an. Draußen im Schnee saß am Fuße einer halbzugedeckten Balsamfichte ein lebendes Wesen. Carcajou stürzte gierig darauf zu.

Das Tier hörte den Vernichter kommen, rannte aber nicht fort. Es nagte mit lautem Klicken an der harzigen Rinde der Balsamfichte. Sein Rücken war krumm, und die blaßen Mondstrahlen glitzerten auf den Elfenbeinpfeilen, die auf seinem Rücken emporstarrten. Carcajou war auf einen Baumstachler gestoßen.

Der Nager, dessen Denkvermögen gering war, drehte sich halb herum, als Carcajous Knurren an seine schwachen Ohren drang. Mit stumpfem Erstaunen bemerkte er, daß ein Tier ihn angriff. Grunzend rollte er sich zusammen und bot dem Vernichter sein stachliges Äußere dar.

Carcajou hielt ein paar Meter von dem Stachelschwein entfernt an und besah es. Selbst bei seinem Hunger war er zu überlegt, um nach dem Nager zu schlagen. Er wanderte zweimal um den schwerfälligen Burschen herum, dann langte er vorsichtig hin und kippte mit einem Stoß den Nager auf den Rücken. Kaum war der

ungeschützte Bauch entblößt, sprang Carcajou zu und erledigte zähnefletschend den Stachler. Das Töten war leicht, und er bekam keinen einzigen Stachel zu spüren.

Sofort machte sich der Vernichter an seinen Schmaus. Er fraß heißhungrig und grunzte und fauchte beim Fressen. Noch nie hatte er sich an einem Stachelschwein gütlich getan, aber als Vielfraß verstand er, es zu töten. Der Schweinebraten war nicht sehr groß, und er hatte ihn bald hinuntergeschlungen mitsamt Knochen und allem anderen bis auf die zarte Haut, die er, wie die meisten Töter, in großen Stücken mit hinunterwürgte. Dann trottete er fort, ohne sich umzusehen.

In dieser Nacht schlief Carcajou gut. Er war satt und bereit für eine neue Jagd. Von den Stacheln, die er mitverschlungen hatte, träumte er nicht, auch machte er sich keine Sorgen darüber, daß er Fleisch gefressen hatte, das allen Vernichtern, außer dem Fischmarder, verboten ist.

Am nächsten Tage schlief er noch und begab sich dann erst in der folgenden Nacht wieder auf die Jagd. Er blieb bis zum Morgengrauen erfolglos unterwegs. Sein Bauch, der noch voll Stachelschweinefleisch war, ließ ihn in Ruhe, und so schlief er auch den ganzen andern Tag wieder friedlich.

Am nächsten Morgen erhob sich ein Sturm. In der Nacht begegnete der Vernichter dem eisigen Wind mit einem trotzigen Geheul. Er gewann immer, der Winter konnte ihm keine Furcht einjagen. Er würde durch den Sturm streifen und Nahrung finden. Wenn nötig, würde er noch ein Stachelschwein töten.

Gegen Morgen hielt Carcajou an und fauchte grimmig. Aus der Gegend des Magens war ein scharfer Schmerz durch ihn gefahren. Er ging vorüber, und der Vernichter trottete weiter. Eine Stunde

später kam der Schmerz wieder. Diesmal folterte er ihn und dauerte länger an. Die tödlichen Pfeile waren am Werk. Das einzige Tier, das es mit Carcajou aufnehmen konnte, war ihm schließlich begegnet. Der dumme Rindennager, der nicht verstand, vor einem Feind davonzulaufen, hatte den Tod in die stählernen Muskeln im Leib des Herrschers getragen.

Carcajou kämpfte sich weiter. Er focht und schnaubte und schrie, aber um ihn war nichts, woran er seine Wut hätte auslassen können, als weißes Schweigen. Sein Gegner war lange tot. Er wurde getötet, ohne eine Pfote zu heben oder einen Zahn zu zeigen. Neben einer Espe hielt der Vernichter an und riß wild an dem Stamm.

Langsam arbeiteten die Todespfeile, zwar nicht mit Gift, aber dadurch, daß sie sich nach außen schoben. Ihre Widerhaken saßen fest, und die nadelscharfen Spitzen drangen bei jedem Muskelzucken weiter vor. Carcajou raste vor Schmerzen, lief aber immer weiter. Er wollte nicht klein beigeben. Endlich sank er neben einem Baumstamm hin. Seine Schnauze verzerrte sich zu trotzigem Fletschen. Er hatte über den nächsten Berg gewollt. Die kleinen Pfeile waren aber bei ihrem Vordringen nach außen auf das starke Herz des Vernichters gestoßen. Mit einem letzten röchelnden Knurrlaut streckte sich der Herrscher in den Schnee neben dem Stamm. Kein Winseln tönte, nicht der Schatten einer Furcht erschien in den brechenden Augen, auch nicht, als sie schon glasig neben dem Stamm hinstarrten. Carcajou hatte das Ende gefunden, das dem Vielfraß häufiger begegnet als ein solches durch Falle oder Kampf.

Die Rettung Miſter Jims

Zwei-Grau-Hügel ſaß vor der Hütte ſeines Bruders und ſchaute den Hang hinauf. Seit mehreren Tagen hatte er dieſen Hang beobachtet. Drinnen in der Hütte tobte Kleiner Hirſch mit Miſter Jim. Lautes Quietſchen und helles Gelächter waren zu hören. Zwei-Grau-Hügel fing an zu frieren, aber er ertrug es nicht, in die Hütte zu gehen. Endlich kam Mond-am-Waſſer heraus.

„Du mußt jetzt hereinkommen. Wir wollen eſſen", ſagte ſie ſanft.

„Sie ſind heute fällig", ſagte Zwei-Grau-Hügel nur.

Mond-am-Waſſer zog ihn ſanft herein. Miſter Jim ſetzte ſich auf und wuffte ein Willkomm. Es war ihm im Leben noch nie ſo herrlich gegangen. Die Frauen verwöhnten ihn, und Kleiner Hirſch war ein idealer Spielkamerad. Ältere Leute hatten keine Luſt zum Spielen, aber die kleine Rothaut war immer bereit zum Tollen.

Weißer Elch war mit dem Hundegeſpann auf einer Schlittenreiſe unterwegs. Er war gemietet worden, einen Pfad nach den tieferliegenden Siedlungen zu brechen. Sein Eſſen würde ihm warm gehalten werden, da er ſpät heimkommen würde.

Die übrige Familie ſetzte ſich an den breiten Tiſch, der an Hirſchſehnen an der Wand befeſtigt war, wo er nach jedem Eſſen zurückgeklappt wurde. Miſter Jim ſaß mit Kleiner Hirſch an einem Ende des Tiſches. Den beiden mußte zuerſt vorgelegt werden. Denn forderten ſie nicht ihr Eſſen ſofort? Kleiner Hirſch hämmerte mit dem

Holzlöffel auf den Tisch und lärmte. Mister Jim wuffte und feixte abwechselnd.

Die zwei Frauen aßen schweigend, während Zwei-Grau-Hügel nur ein paar Happen Fleisch und Suppe nahm. „Ist Rotreiher bei Weißer Elch?" fragte er schließlich.

„Sie wollen sich treffen und zusammen vom Handelsposten zurückkommen", antwortete Schneeblume.

Zwei-Grau-Hügel stieß seinen Teller zurück und beobachtete seinen kleinen Sohn und den großen Bären. Beide waren eifrig am Futtern. Keiner von ihnen ahnte auch nur im geringsten, daß dies ihre letzte Mahlzeit zusammen war. Mister Jim verlangte eine zweite Portion Süßes und war erstaunt zu sehen, daß Mond-am-Wasser es ausschenkte, ohne ihn mehr als einmal darum betteln zu lassen.

Endlich war das Essen vorbei, der Tisch abgeräumt und an die Wand zurückgeklappt. Kleiner Hirsch schlummerte hinter einer von Mister Jims großen Tatzen ein, dann schlief auch der dicke Bär. Er hatte schon auf diese Gelegenheit gewartet.

Ein Scharren von Füßen ließ den großen Schläfer ein Auge öffnen. Die Tür tat sich auf, und Weißer Elch und Rotreiher traten ein. Zwei-Grau-Hügel sprang auf und half dem alten Mann aus seinen Pelzen.

„Wollt ihr jetzt essen?" fragte Schneeblume.

„Ein bißchen später." Weißer Elch wandte sich zu Zwei-Grau-Hügel. „Wir haben Nachricht aus dem Unaweep", sagte er langsam.

Rotreiher schüttelte den Kopf, sagte aber nichts.

„Kommen sie?" fragte Zwei-Grau-Hügel mit starren Zügen wie eine Maske.

Weißer Elch nickte. „Wir hören eine Geschichte von zwei Silberfuchspelzen, die aus der Höllenschlucht kommen."

„Das ist Coby", sagte Zwei-Grau-Hügel beklommen.

„Wir sollten Mister Jim nicht hergeben. Rotreiher und ich werden ihn mitnehmen und nach unserer alten Trapperhütte am Weidenbach heraufsteigen. Wir können's schaffen. Laß sie hinterherkommen." Weißer Elch war voll Trotz.

„Das Papier war böser Zauber. Wir sagten bis Frühjahr. Das Papier sagte, ehe der Fang richtig angefangen hat", klang Rotreihers Stimme zornig.

Zwei-Grau-Hügel setzte sich hin und starrte in das knisternde Holzfeuer. Er würde gern seinen Pelzertrag für die nächsten zwei Jahre hingegeben haben, um seinen großen Bären nicht zum Töten ausliefern zu müssen. Aber er wußte, das Papier, das er unterzeichnet hatte, war bindend, und früher oder später mußte Mister Jim gehen. Wenn er selbst sich weigerte, sein Versprechen zu halten, würde er Unheil über seine Freunde bringen. Man würde sich an sie halten, weil sie ihm geholfen, sich einer Schuldforderung zu entziehen. Die Gesetze der Grenze waren einfach und streng. Zwei-Grau-Hügel stand auf und sah den Bruder an.

„Hat keinen Zweck. Ich nehme Mister Jim jetzt zum Posten 'runter." Es war ein Unterton verzweifelter Entschlossenheit in seiner Stimme.

Weißer Elch zeigte auf das Bild am Boden. Kleiner Hirsch schmiegte sich gegen die zottige Tatze des großen Bären. Beide schliefen fest. „Du mußt es dem Kleinen sagen."

Zum erstenmal verriet Zwei-Grau-Hügels Gesicht die Gefühle, die sein Inneres bewegten.

„Nein", sagte er kurz. „Nein, Mond-am-Wasser wird's ihm sagen, wenn wir fort sind. Ich kann nicht."

Weißer Elch stapfte durch den Raum und setzte sich.

„Wir essen", sagte er zu seiner Frau.

Zwei-Grau-Hügel versuchte Mister Jim zu wecken, ohne Kleiner Hirsch zu stören. Der große Bär öffnete die Augen, als sein Herr seinen Kopf schüttelte, indem er ihn am Ohre zog. Schwerfällig setzte er sich auf. Irgendwie witterte er Unheil, und in seiner Unruhe vergaß er den kleinen Kerl auf seiner Tatze. Kleiner Hirsch rollte herunter und öffnete die Augen. Mit einem schläfrigen Gurgeln versuchte er Mister Jim wieder herunterzuziehen.

Behutsam stand Mister Jim auf. Mond-am-Wasser huschte herbei und nahm Kleiner Hirsch in die Arme. Sie wiegte ihn, aber er wollte nicht einschlafen. Er wollte Mister Jim haben. Als Zwei-Grau-Hügel den Bären hinausführte, heulte Kleiner Hirsch laut auf.

Zwei-Grau-Hügel schritt in gerader Richtung den Pfad hinunter, Mister Jim folgte ihm auf den Fersen. Er sprach nicht mit den zwei Indianern, die er traf. Sie schienen von ihm zu reden, als er schweigend vorbeiging. Sie waren beim Handelsposten gewesen und kannten zweifellos das Schicksal Mister Jims.

An der Tür des Postens hielt Zwei-Grau-Hügel an. Er befahl dem großen Bären, sich hinzusetzen und zu warten. Mister Jim begriff und setzte sich. Ohne ihn anzusehen, trat Zwei-Grau-Hügel durch die Tür. Im Raum befanden sich mehrere Indianer, der Händler hinter der Theke und Ebon Winters.

Zwei-Grau-Hügel trat an die Theke.

„Hallo, mein Junge", begrüßte Winters den Pelzjäger.

Zwei-Grau-Hügel zuckte zusammen. Er antwortete dem Statthalter nicht. Einer der Indianer stand an der Theke. Er drehte sich halb um. Es war Kri-Charlie.

„Hau, Zwei-Grau-Hügel", sagte Kri-Charlie gelassen.

„Hau", brummte Zwei-Grau-Hügel.

Kri-Charlie hatte einen Haufen Marder- und Luchspelze vor sich. Er faßte tief in einen Sack und holte zwei weiche Silberfuchspelze heraus. Der Händler schnappte nach Luft und beugte sich vor.

„Silberfuchs!" pfiff er. „Schaut nur!" Er wandte sich zu Ebon Winters.

Jeder starrte auf die wunderschönen Pelze. Zwei-Grau-Hügel bemerkte die Pelze, ohne sie anzusehen. Seine Augen waren auf Kri-Charlies Gesicht geheftet.

„Wo sind Coby und Smeltz?" fragte er mit stockendem Atem.

Kri-Charlie drehte einen der Silberfüchse herum, so daß das Licht aus dem kleinen Fenster darauffiel. Er streichelte den Pelz sacht, und sein Gesicht veränderte sich nicht um einen Zug. „Smeltz erfrieren im Lager. Coby verirren sich auf Pfad und erfrieren. Hunde weg. Carcajou stehlen Cache." Kri legte den Pelz hin und sah Ebon Winters an. „Sie passen auf? Zusehen, daß Kri-Charlie guten Preis für Fuchs bekommen?"

Ebon Winters schmunzelte. „Du alter Sünder, du läßt dich beim Handel nicht so leicht übers Ohr hauen, was?"

„Silberfuchs sehr schwer zu kriegen. Weißer Mann sehr scharf auf Silberfuchs." Kri-Charlie lächelte zum erstenmal.

„Das Papier gilt nicht", fiel Zwei-Grau-Hügel ein, unfähig, noch länger zu schweigen.

Ebon Winters, an den die zusammenhanglose Bemerkung gerichtet war, sah den jungen Jäger an.

„Was meinst du?" fragte er.

„Das Papier, das ich für Mister Jim gab."

Ebon Winters schien ein Licht aufzugehen. „Diese beiden schlauen Händler hatten einen Zettel über deinen Bären, nicht? Na, der ist mit ihnen erfroren."

„Zu schlimm, daß sie erfrieren. Kri-Charlie wollte ihnen zwei Silberfüchse verkaufen." Das Lächeln lauerte noch in den Mundwinkeln des alten Trappers.

„Diese beiden Burschen hätten ihr Leben für zwei solche Pelze gegeben." Der Händler strich über die Pelze, als er sprach.

„Das ist's, was Kri-Charlie sagt." Der alte Jäger fing an, seine Pelze wieder einzupacken.

Zwei-Grau-Hügel entsann sich, wie gut Coby den Pfad zurück zur Furt kannte, und dachte an die Kräfte des Mannes. Seine Augen schlossen sich halb, als er den mageren, aber zähen Kri-Charlie ansah. Es schien nicht gut möglich, aber es hatte einen Sturm gegeben. Und ein Hinterhalt war leicht gewesen. Coby schien das Schicksal getroffen zu haben, das er dem Indianer zugedacht hatte.

An diesem Abend gab es in Weißer Elchs Hütte ein Festmahl, soweit es die beschränkten Mittel erlaubten. Noch ehe all die guten Dinge verzehrt waren, hatte Kleiner Hirsch die Tränen vergessen, die er vergossen, als Mond-am-Wasser ihm erzählt hatte, Mister Jim würde nicht mehr wiederkommen, er müsse eine weite Reise bis in das Land des Sommers machen. Nun aber war er doch wieder zurückgekommen. Darum aßen die beiden Freunde, soviel sie konnten, und spielten dann auf dem Boden, bis sie einschliefen.

Lange saßen die drei Jäger noch zusammen und rauchten, nachdem die Frauen und Kleiner Hirsch eingeschlafen waren. Rotreiher sprach nur einmal. Und sagte:

„Gut, daß du Carcajou nicht getötet hast. Das ist deine Belohnung."

Ende

Helge Bangsted

hat das Renntier in der unendlichen Weite der kanadischen Tundra in liebevoller Beobachtung kennengelernt und schenkt allen Tierfreunden ein köstliches und besinnliches, naturnahes Buch: „Rennkalb" (In Leinen RM 3.80). „Die Liebe zum Tier, die Freude an der Natur und damit ein starkes großes Herz tut sich in diesem Buche kund. Das Leben eines Rennkalbes mit seinen Freuden und Leiden ist der äußere Rahmen dieser herrlichen Naturschilderung und der Darstellung des Lebens der Tundramenschen. Ein Buch, das jeder Natur- und Tierfreund gern zur Hand nehmen wird, denn es gibt uns neben der Tierschilderung auch gleichzeitig tiefen Einblick in das Leben einer Menschenrasse, die noch fern von aller Zivilisation ganz in und mit der Natur lebt." Die Tierwelt

J. B. Walden und Stuart D. L. Paine

schrieben die Geschichte von Jack, dem Eskimohund, und seinen hundertfünfzig Hundekameraden, die dem Admiral Byrd auf seiner zweiten Südpolexpedition treue Freunde und Helfer waren: „Die lange Peitsche" (In Leinen RM 6.—). „Das Erlebnis, das uns dieses Buch über das Schicksal der Südpolexpedition des Admirals vermittelt, dürfte einmalig sein. Mit Liebe und Humor werden die Schicksale und Leistungen dieser Hunde erzählt. Es sind wilde, starke Tiere mit wolfshaften Instinkten, die alles auf sich nehmen und gehorchen und dienen. Und weiter erfährt man in diesem Buch, das jeder Tierfreund lesen sollte, wie hier Männer hart und verbissen an einer Idee arbeiten, ganz auf sich und auf die Hunde angewiesen." Lippische Staatszeitung, Detmold

Zahlreiche Bilder in beiden Werken zeugen von einer wirklich lebendigen Verbundenheit mit der Natur. Erschienen sind sie bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, und in jeder Buchhandlung zu haben.

Der Indianer Wäscha-kwonnesin

zu deutsch „Grau-Eule", erzählt in einer herrlich naturhaften Sprache von Indianern, Kanufahrten und von seinem geliebten Bibervolk in seinen lebensvollen Büchern: „Kleiner Bruder" (In Leinen RM 6.—) und „Sajo und ihre Biber" (Besonders für die Jugend. In Leinen RM 4.80). „Durch Grau-Eule erfahren wir, wie nachdenklich, anhänglich und liebenswert dieses Bibervolk ist, wenn die Menschen mit ihnen in Frieden zusammenleben. Es öffnet sich das stille, schweigende Land auch unseren Blicken und unserer Sehnsucht. In einer Sprache, die die ethische Schönheit des Denkens und die Tiefe des Empfindens klar widerspiegelt, spricht zu uns ein Mensch, der nicht ehrgeizig und nicht unterwürfig ist, sondern voller Liebe zu jeder Kreatur; einer, der durch diese Liebe sich selbst findet."

Frankfurter Zeitung

Von einer sterbenden und doch ihrem Wesen nach unverlierbaren Welt erzählen die beiden anderen Werke des Indianers: „Männer der letzten Grenze" und „Das einsame Blockhaus" (Beide in Leinen je RM 6.—). „Es geht hier um Kanada, um das Leben der letzten Trapper, denen die Zivilisation unaufhörlich nachrückt, bis eines Tages kein Raum mehr für sie sein wird. Grau-Eule singt das Lied der sterbenden Grenzer. Klar, ernst und männlich, wenn auch von einer tiefen Trauer überschattet, schildert er das Leben derer, die in den großen Wäldern und Prärien ein Leben des Kampfes, der Einsamkeit und einer ebenso hart errungenen wie zäh behaupteten Freiheit und Kameradschaft führen."

Münchener Neueste Nachrichten

Wäscha-kwonnesins Werke sind alle mit urwüchsigen Zeichnungen und Lichtbildern des Verfassers geschmückt. Erschienen sind sie bei der Franckh'schen Verlagshandlung, Stuttgart, und in jeder Buchhandlung zu haben.

J. O. Curwood

hat eine Reihe packender Tierromane geschrieben, die junge Menschen — jung nicht dem Alter, sondern dem Herzen nach — fesseln und begeistern. Blut und Leben in ungebrochener Kraft geben diesen Tierromanen Farbe und unerhörte Spannung. Die unberührte Welt der kanadischen Wälder, Leben voll ungebändigter Kraft und rührender Treue ersteht vor uns in ergreifenden Schilderungen.

Von J. O. Curwood sind erschienen: „Wotan, der Wolfshund" — „Billo, Sohn von Wotan" — „Tyrr, der Grislybär."

Jeder Band, in Leinen gebunden und mit prächtigen Bildern und Einschalttafeln geschmückt, kostet RM 3.80.

J. Mortimer Batten

spürt seinen wilden Freunden in Kanadas Wäldern und Schottlands Bergen nach und weiß von ihrem Heldentum und Leid, ihrem Kampf und Sterben packend zu erzählen: „Spuren in der Wildnis" (In Leinen RM 3.80). „Diese Erzählungen sind mit einer so verblüffenden Kenntnis des Lebens der geschilderten Tiere geschrieben, daß jede der zwölf von C. Vernon Stokes zeichnerisch glänzend illustrierten ‚Tiergeschichten aus Urwald und Prärie' gleichsam ein Belauschen der geheimnisvollen Natur ist. Der Verfasser schildert die Gewohnheiten der Tiere, ihre Handlungen im Daseinskampf mit einer so überzeugenden Wahrscheinlichkeit, daß nur langjährige liebevolle Naturbeobachtung ihm dies Wissen vermittelt haben kann." Braunschweiger Neueste Nachrichten

Die sehr gut ausgestatteten Bücher sind bei der Franckh'schen Verlagshandlung in Stuttgart erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben.

X 6.75

476110
LE Montgomery Rutherford George
M7886c Carcajou, der Dämon der kanadischen Wälder;[tr.:
Ca Sonama]

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 30 15 04 015 0